398.4
L62

LIEBLINGS

MÄRCHEN

Ratt

THE LIBRARY OF THE
VNIVERSITY OF ILLINOIS

PVRCHASED FROM
MR. H.A. RATTERMANN
OF CINCINNATI IN 1915

398.4
L62

STORAGE RECORD

Call number

398.4

L62

This book is very fragile. Please handle it carefully. Return it to a person at the circulation desk; please don't put it in a bookdrop, as this could cause further damage. Please keep this slip with the book.

Lieblings - Marchen

Farbendruck - Bildern

Replacement searched _____

Replacement ordered _____

Consider for film or photocopy _____

_____

Checked by Binding _____

Notes:

398.4
L62

Rattermann

9. Apr. 24 ERW

Aschenbrödel.

Einem reichen Manne, dem ward seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende heran kam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich ans Bett und sprach „liebes Kind, bleib fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel auf dich herab blicken und will um dich sein.“ Darauf that sie die Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zu dem Grabe der Mutter und weinte und blieb fromm und gut. Als der Winter kam, deckte der Schnee ein weißes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne im Frühjahr es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter mit ins Haus gebracht, die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. „Soll die dumme Gans bei uns in der Stube sitzen?“ sprachen sie, „wer Brot essen will, muß es verdienen; hinaus mit der Küchenmagd.“ Sie nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen grauen alten Kittel an und gaben ihm hölzerne Schuhe. Dann lachten sie es aus und führten es in die Küche. Da mußte es schwere Arbeit thun, früh vor Tag aufstehen, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Obendrein thaten ihm die Schwestern alles ersinnliche Herzeleid an, verspotteten es und schütteten ihm die Erbsen und Linsen in die Asche, so daß es sitzen und sie wieder auslesen mußte. Abends, wenn es sich müde gearbeitet hatte, kam es in

367761

kein Bett, sondern mußte sich neben den Heerd in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenbrödel oder Aschenputtel.

Es trug sich zu, daß der Vater einmal verreisen wollte, da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte? „Schöne Kleider," sagte die eine, „Perlen und Edelsteine" die zweite. „Aber du, Aschenputtel," sprach er, „was willst du haben?" „Vater, das erste Reis, das euch auf eurem Heimweg an den Hut stößt, das brecht für mich ab." Er kaufte nun für die beiden Stiefschwestern schöne Kleider, Perlen und Edelsteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihn ein Haselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis ab und nahm es mit. Als er nach Haus kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und dem Aschenputtel gab er das Reis von dem Haselbusch. Aschenputtel dankte ihm, ging zu seiner Mutter Grab und pflanzte das Reis darauf und weinte so sehr, daß die Thränen niederfielen und es begossen. Es wuchs aber und ward ein schöner Baum. Aschenputtel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete, und allemal kam ein weißes Vöglein auf den Baum, und das Vöglein warf ihm herab, was es sich nur wünschte.

Es begab sich aber, daß der König ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte, und wozu alle schönen Jungfrauen im Lande eingeladen wurden, damit sich sein Sohn eine Braut aussuchen möchte. Die zwei Stiefschwestern, als sie hörten, daß sie auch dabei erscheinen sollten, waren guter Dinge, riefen Aschenputtel und sprachen „kämm uns die Haare, bürste uns die Schuh und mache uns die Schnallen fest, wir gehen zur Hochzeit auf des Königs Schloß." Aschenputtel gehorchte, weinte aber, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wäre, und bat die Stiefmutter, sie möchte es ihm erlauben. „Du Aschenputtel voll Staub und Schmutz," sprach sie, „du willst zur Hochzeit und hast keine Kleider! willst tanzen und hast keine Schuhe!" Als es aber mit Bitten anhielt, sprach sie endlich „da habe ich dir eine Schüssel Linsen in die Asche geschüttet, und wenn du die Linsen in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so sollst du mitgehen." Das Mädchen ging durch die Hinterthür nach dem Garten und rief „ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen."

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit dem Köpfchen und fingen an pik, pik, pik, pik, und da fingen die übrigen auch an pik, pik, pik, pik, und lasen alle guten Körnlein

in die Schüssel. Kaum war eine Stunde herum, so waren sie fertig und flogen alle wieder hinaus. Da trug das Mädchen die Schüssel zu der Stiefmutter, freute sich und glaubte, es dürfte nun mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach „nein, Aschenputtel, du wirst nur ausgelacht, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen." Als es nun weinte, sprach sie „wenn du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, so sollst du mitgehen," und dachte „das kann es ja nimmermehr." Sie schüttete die zwei Schüsseln Linsen in die Asche, aber das Mädchen ging durch die Hinterthüre nach dem Garten und rief „ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen."

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit ihrem Köpfchen und fingen an pik, pik, pik, pik, und da fingen die übrigen auch an pik, pik, pik, pik, und lasen alle guten Körner in die Schüsseln. Und eh eine halbe Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da trug das Mädchen die Schüsseln zu der Stiefmutter, freute sich und glaubte, nun dürfte es mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach „es hilft dir alles nichts: du kommst nicht mit, denn du hast keine Kleider uno kannst nicht tanzen; wir müßten uns deiner schämen." Darauf kehrte sie ihm den Rücken zu und ging mit ihren zwei stolzen Töchtern fort.

Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter dem Haselbaum und rief

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
wirf Gold und Silber über mich."

Da warf ihm der Vogel ein golden und silbern Keid herunter und ein Paar mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. Alsbald zog es Kleid und Pantoffeln an und ging zur Hochzeit. Seine Schwestern aber und die Stiefmutter erkannten es nicht und meinten, es müßte eine fremde Königstochter sein, so schön sah es in dem goldenen Kleide aus. An Aschenputtel dachten sie gar nicht und glaubten, es läge daheim im Schmutz. Der Königssohn kam ihm entgegen, nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch mit sonst niemand tanzen, also daß er ihm die Hand nicht los ließ, und wenn ein anderer kam, es aufzufordern, sprach er, „das ist meine Tänzerin."

Es tanzte bis es Abend war, da wollte es nach Haus gehen. Der Königssohn aber sprach, „ich gehe mit und begleite dich," denn er wollte

sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam, und sagte ihm, das fremde Mädchen wäre in das Taubenhaus gesprungen. Da dachte er „sollte es Aschenputtel sein?“ und sie mußten ihm Axt und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzwei schlagen konnte: aber es war niemand darin. Und als sie ins Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche, und ein trübes Oellämpchen brannte im Schornstein; denn Aschenputtel war geschwind aus dem Taubenhaus hinten herab gesprungen und war zu dem Haselbäumchen gelaufen: da hatte es die schönen Kleider ausgethan und aufs Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, und dann hatte es sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.

Am andern Tag, als das Fest von Neuem anhub und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
wirf Gold und Silber über mich.“

Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab, als am vorigen Tag. Und als es mit diesem Kleide auf der Hochzeit erschien, erstaunte Jedermann über seine Schönheit. Der Königssohn aber hatte gewartet, bis es kam, nahm es gleich bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die andern kamen und es aufforderten, sprach er „das ist meine Tänzerin.“ Als es nun Abend war, wollte es fort, und der Königssohn ging ihm nach und wollte sehen, in welches Haus es ging: aber es entsprang ihm und lief in den Garten hinter dem Haus. Darin stand ein schöner großer Baum mit den herrlichsten Birnen, auf den kletterte es behend wie ein Eichhörnchen, und der Königssohn wußte nicht wo es hingekommen war. Er wartete aber, bis der Vater kam, und sprach zu ihm „das fremde Mädchen ist mir entwischt, und ich glaube es ist auf den Birnbaum gesprungen.“ Der Vater dachte „sollte es Aschenputtel sein?“ und ließ sich die Axt holen und hieb den Baum um, aber es war niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen, lag Aschenputtel da in der Asche, wie sonst auch, denn es war auf der andern Seite vom Baum herab gesprungen, hatte dem Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider gebracht und sein graues Kittelchen angezogen.

Am dritten Tag, als die Eltern und Schwestern fort waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach zu dem Bäumchen,

Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
wirf Gold und Silber über mich.“

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig und glänzend, wie es noch keins gehabt hatte, und die Pantoffeln waren ganz golden. Als es in dem Kleid zu der Hochzeit kam, wußten sie alle nicht,

was sie vor Verwunderung sagen sollten. Der Königssohn tanzte ganz allein mit ihm, und wenn es einer aufforderte, sprach er „das ist meine Tänzerin."

Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort, und der Königssohn wollte es begleiten, aber es es entsprang ihm so geschwind, daß er nicht folgen konnte. Der Königssohn hatte aber eine List gebraucht und hatte die ganze Treppe mit Pech bestreichen lassen: da war, als es hinab sprang, der linke Pantoffel des Mädchens hängen geblieben. Der Königssohn hob ihn auf, und er war klein und zierlich und ganz golden. Am nächsten Morgen ging er damit zu dem Manne und sagte zu ihm „keine andere soll meine Gemahlin werden als die, an deren Fuß dieser goldene Schuh paßt." Da freuten sich die beiden Schwestern, denn sie hatten schöne Füße. Die Aelteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn anprobiren, und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen, und der Schuh war ihr zu klein; da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach „hau die Zehe ab: wenn du Königin bist, so brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging hinaus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut auf's Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Grabe vorbei, da saßen die zwei Täubchen auf dem Haselbäumchen und riefen:

„rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck (Schuh):
der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim."

Da blickte er auf ihren Fuß und sah wie das Blut herausquoll. Er wendete sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach Haus und sagte, das wäre nicht die rechte, die andere Schwester sollte den Schuh anziehen. Da ging diese in die Kammer und kam mit den Zehen glücklich in den Schuh, aber die Ferse war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach „hau ein Stück von der Ferse ab: wenn du Königin bist, brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferse ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging hinaus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut auf's Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbei kamen, saßen die zwei Täubchen darauf und riefen:

„rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck:
der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim."

Er blickte nieder auf ihren Fuß und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz roth heraufgestiegen war. Da wen-

dete er sein Pferd und brachte die falsche Braut wieder nach Haus. „Das ist auch nicht die rechte," sprach er, „habt ihr keine andere Tochter?" „Nein," sagte der Mann, „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines verbuttetes Aschenputtel da, das kann unmöglich die Braut sein." Der Königssohn sprach, er sollte es herauf schicken, die Mutter aber antwortete „ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen." Er wollte es aber durchaus sehen, und Aschenputtel mußte gerufen werden. Da wusch es sich erste Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Königssohn, der ihm den goldenen Schuh reichte. Es setzte sich auf einen Schemel, zog den linken Fuß aus dem schweren Holzschuh, setzte ihn auf den goldenen Pantoffel, und nur ein wenig brauchte es zu drücken, so stand es darin, als wär er ihm angegossen. Als es aber das Gesicht erhob, da sah er, daß es die war, die mit ihm getanzt hatte, und sprach „das ist die rechte Braut!" Die Stiefmutter und die beiden Schwestern erschraken und wurden bleich vor Aerger: er aber nahm Aschenputtel auf's Pferd und ritt mit ihm fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbei kamen, riefen die zwei weißen Täubchen:

„rucke di guck, rucke di guck,
kein Blut im Schuck:
der Schuck ist nicht zu klein,
der rechte Braut die führt er heim."

Und als sie das gerufen hatten, kamen sie beide herabgeflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da sitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und Theil an seinem Glück nehmen. Als die Brautleute nun zur Kirche gingen, war die älteste zur rechten, die jüngste zur linken Seite: da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus; hernach als sie herausgingen, war die älteste zur linken und die jüngste zur rechten, da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus. Und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit auf ihr Lebtag gestraft.

Dornröschen.

Es war vor Zeiten ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag „ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach „dein Wunsch soll erfüllt werden, ehe ein Jahr vergeht, wirst du eine Tochter zur Welt bringen.“ Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er ladete nicht blos seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichthum, und so mit allem, was auf der Welt nur zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben gethan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne Jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme „die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und todt hinfallen.“ Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie sich um und verließ den Saal. Alle waren

erschrocken, da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur ihn mildern konnte, so sagte sie „es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstocher fällt."

Der König, der sein liebes Kind vor so großem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß die Spindeln im ganzen Königreiche sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämmtlich erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es Jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahre alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren, und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Thurm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thür. In dem Schloß steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Thür auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und spann emsig ihren Flachs. „Guten Tag, du altes Mütterchen," sprach die Königstocher, „was machst du da?" „Ich spinne," sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?" sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte es aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und es stach sich damit in den Finger.

In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auf das Bett nieder, das da stand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heim gekommen und in den Saal getreten waren, sanken nieder und schliefen ein und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Heerde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, an den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte sich kein Blättchen mehr.

Rings um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog und darüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Fahne auf dem Dache. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so ward die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war aber alle Mühe vergeblich, denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge

blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder los machen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornenhecke erzählte, es sollte ein Schloß dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königstocher, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahren schliefe, und mit ihr schliefe der König und die Königin und der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß schon viele Königssöhne gekommen wären und versucht hätten, durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling „ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen." Der gute Alte rieth ihm ab, aber er hörte nicht auf seine Worte.

Nun waren gerade die hundert Jahre verflossen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn sich der Hecke näherte, waren es lauter große schöne Blumen, die thaten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch: und hinter ihm thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schloßhof sah er die Pferde und scheckigen Jagdhunde liegen und schlafen: auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Athem hören konnte, und endlich kam er zu dem Thurm und öffnete die Thüre zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er konnte es auch nicht lassen, bückte sich und gab ihm einen Kuß. Kaum hatte er es mit dem Kuß berührt, so schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat, und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof ständen auf und rüttelten sich; die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen; der Braten fing wieder an zu brutzeln, und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da ward die Hochzeit des Königssohnes mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Der gestiefelte Kater.

Bei seinem Tode hinterließ ein Müller seinen drei Söhnen nichts weiter, als seine Mühle, seinen Esel und seinen Kater. Der älteste Sohn bekam die Mühle, der zweite den Esel und der jüngste den Kater. Der letzte war mit seinem kleinen Erbtheil wenig zufrieden. „Meine Brüder," sprach er, „können ihr Leben auf eine gute Art hinbringen, wenn sie beide gemeinschaftliche Sache machen; aber wenn ich meinen Kater verzehrt, und mir einen Muff aus seinem Felle gemacht habe, so bleibt mir nichts übrig, als Hungers zu sterben." — Der Kater hörte diese Reden aufmerksam mit an und sagte mit einem gesetzten und ernsthaften Wesen zu seinem Herrn: „Lieber Herr, bekümmert Euch nicht gar so sehr. — Gebt mir nur einen Sack, und laßt mir ein Paar Stiefelchen machen, damit ich in den Wald gehen kann, und Ihr werdet finden, daß Ihr nicht so arm seid, als Ihr glaubt." Der arme Müllerssohn rechnete nun zwar nicht sehr auf diese Versprechungen; indeß wußte er, daß sein Kater gar schlau war und die Ratten und Mäuse mit mancherlei List übertölpelte, und so hegte er einige Hoffnung, daß er ihm vielleicht in seinem Unglücke nützlich sein könnte. Er gab ihm also, was er verlangte, und der Kater zog muthig die Stiefelchen an, hängte den Sack an den Hals, nahm die Riemen in die Vorderpfoten und marschirte auf einen Berg, wo es eine große Menge Kaninchen gab. Er steckte Kohl und Klee in den Sack, streckte sich

aus, als wäre er todt und erwartete, daß ein junges, mit der List der Welt unbekanntes Kaninchen hineinkriechen sollte, um den Kohl darin zu fressen. Kaum hatte er sich hingelegt, so kroch ein junges, unbedachtsames Kaninchen in den Sack. Der Kater zog sogleich den Riemen zu, packte und würgte es ohne Umstände. Nun ging er, stolz auf seine Beute, zum Könige und bat um Audienz. Man ließ ihn in das Gemach Seiner Majestät, wo er einen tiefen Bückling machte und sagte: „Ich bringe Eurer Majestät hier ein Kaninchen, welches der Graf von Carabas (diesen Namen fand er für gut, seinem Herrn zu geben) mir aufgetragen hat, Ihnen zu überreichen.“ — „Sage Deinem Herrn,“ antwortete der König, „daß ich ihm danke.“ — Ein ander Mal ging der Kater in's Korn mit seinem offenen Sacke am Halse; zwei Rebhühner krochen hinein, er zog die Riemen zu und fing sie alle beide. Hierauf ging er wieder zum Könige und brachte sie ihm, wie das Kaninchen. Der König nahm auch die beiden Rebhühner gnädig an und ließ ihm ein Trinkgeld geben. So fuhr der Kater zwei oder drei Monate fort, dem Könige immer von Zeit zu Zeit Wildpret aus dem Forste seines Herrn zu überbringen. Als er nun eines Tages erfuhr, daß der König mit seiner Tochter, die eine wunderschöne Prinzessin war, eine Spazierfahrt am Ufer des Flusses machen wollte, sagte er zu seinem Herrn: „Wenn Ihr heute meinem Rathe folgen wollt, so ist Euer Glück gemacht. Badet Euch in dem Flusse an der Stelle, die ich Euch zeigen werde, und dann laßt mich nur machen.“ — Der Graf von Carabas that, was ihm sein Kater rieth, ohne zu wissen, warum. Als er sich nun badete, kam der König vorbei, und der Kater schrie aus Leibeskräften: „Hülfe! Hülfe! der Graf von Carabas ertrinkt!“ — Auf dieses Geschrei steckte der König den Kopf zum Wagen heraus und erkannte den Kater, der ihm so oft Wildpret gebracht hatte, und befahl seiner Leibwache, dem Herrn Grafen beizuspringen. Während man ihn nun aus dem Flusse zog, näherte sich der Kater dem Wagen und sagte dem Könige, daß, als sein Herr sich gebadet, Diebe gekommen wären und ihm seine Kleider gestohlen hätten. Sogleich befahl der König seinem Bedienten, das schönste Kleid aus seiner Garderobe für den Herrn Grafen Carabas zu holen. Der König erzeigte ihm alle nur möglichen Höflichkeiten. Da nun die schönen Kleider, die er jetzt bekam, ihm sehr wol standen, — denn er war von Natur schön und wol gebaut — so fand ihn die Prinzessin sehr nach ihrem Geschmacke, und da sie der Graf von Carabas einige Male eben so zärtlich als ehrfurchtsvoll angesehen hatte, wurde sie verliebt in ihn bis über die Ohren. Der König bot ihm seinen Wagen an und ersuchte ihn, an seiner Fahrt Theil zu nehmen. Der Kater war außer sich vor Vergnügen, daß seine List so wol gelang und lief voraus, und da er einige Bauern antraf, die eine Wiese mähten, sagte er zu ihnen: „Ihr guten Leute, wenn Ihr dem Könige nicht sagt, daß die Wiese, die Ihr hier mäht, dem Herrn Grafen von

Carabas gehört, so werdet Ihr in Kochstücke zerhackt; das will ich Euch nur sagen." — Da nun der König kam, fragte er die Mäher, wem die Wiese gehörte, die sie mähten. „Dem Grafen von Carabas," antworteten sie alle einmüthig, denn die Drohung hatte sie bange gemacht. — „Sie haben hier eine schöne Besitzung, Herr Graf," sagte der König. — „Wie Eure Majestät sehen," antwortete der Graf, „diese Wiese trägt alle Jahre eine anständige Summe ein." — Der Kater lief immer voraus und traf Schnitter an. Zu denen sagte er wieder: „Ihr guten Schnitter, wenn Ihr dem Könige nicht sagt, daß das Feld, das Ihr schneidet, dem Herrn Grafen von Carabas gehört, so werdet Ihr in Kochstücke zerhackt werden; das will ich Euch nur sagen." — Da nun der König kam, wollte er wissen, wem alles das Getreide gehörte. „Dem Herrn Grafen von Carabas," antworteten die Schnitter, und der König freute sich darüber. Der Kater lief immer so vor dem Wagen voraus und sagte immer dasselbe zu Allen, die ihm begegneten; und der König ward ganz erstaunt über die vielen Güter des Herrn Grafen von Carabas. Endlich kam der Kater in ein schönes Schloß, das einem Popanzen gehörte, der ganz unmäßig reich war; denn das ganze Land, durch welches der König gekommen war, gehörte zu diesem Schlosse. Der Kater erkundigte sich sorgfältig, wer dieser Popanz wäre, und worin seine Kräfte bestanden, und bat dann um die Erlaubniß, ihm aufwarten zu dürfen. Da er vor ihn kam, sagte er, er habe seinem Schlosse nicht so nahe vorbeikommen wollen, ohne die Ehre zu haben, ihm seinen Respekt zu bezeigen. Der Popanz nahm ihn mit aller Höflichkeit auf, deren nur ein Popanz fähig ist, und ließ ihn sich niedersetzen. „Man hat mich versichern wollen," hob der Kater an, „daß Sie die Gabe besäßen, gnädiger Herr, sich in alle Arten von Thieren zu verwandeln; daß Sie zum Beispiel die Gestalt eines Löwen oder Elephanten annehmen könnten." — „Das ist auch wahr," antwortete der Popanz, „und um es Dir zu beweisen, will ich mich gleich in einen Löwen verwandeln." — Der Kater that ganz erschrocken, da er einen Löwen vor sich stehen sah, und kletterte auf die Dachrinne mit großer Mühe und Gefahr, weil er Stiefel an hatte, mit denen es sich nicht gut auf den Ziegeln marschirt. Als aber der Popanz seine Löwengestalt abgelegt hatte, kam er wieder herunter und versicherte ihm, er wäre in Todesangst gewesen. „Man hat," fuhr er fort, „noch sagen wollen, was ich aber kaum glauben kann, daß Sie auch die Kraft besäßen, die Gestalt der kleinsten Thiere anzunehmen, zum Beispiel sich in eine Ratte oder Maus zu verwandeln. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich dies für ganz unmöglich halte." — „Für unmöglich?" versetzte der Popanz, „wir wollen sehen." — Und in demselben Augenblick verwandelte er sich in eine Maus und lief auf dem Fußboden hin und her. Sobald ihn der Kater in dieser Gestalt sah, fuhr er auf ihn zu, haschte und fraß ihn. — Unterdessen war der König an dies schöne Schloß gekommen und wollte es

ansehen. Der Kater hörte den Wagen über die Zugbrücke rollen, lief ihm entgegen und sagte zu dem Könige: „Eure Majestät sei willkommen in dem Schlosse des Herrn Grafen von Carabas.“ — „Wie, Herr Graf, auch dieses Schloß gehört Ihnen? Ich habe in meinem Leben nichts Schöneres gesehen, als diesen Hof und die Gebäude, die ihn einschließen. Ich will doch, mit Ihrer Erlaubniß, auch das Innere besehen.“ — Der Graf reichte der Prinzessin die Hand, hob sie aus dem Wagen und folgte dem Könige. Sie gingen hierauf in einen großen Saal, wo sie ein prächtiges Gastmahl fanden, das der Popanz für seine Freunde hatte zurichten lassen, die nicht hinein zu gehen wagten, weil sie den König hatten kommen sehen. Der König war über die guten Eigenschaften des Grafen ganz entzückt und seine Tochter war gar in ihn vernarrt; und da der König sah, daß er so reich war, sagte er zu ihm, nachdem er fünf bis sechs Pokale geleert hatte: „Es kommt nur auf Sie an, Herr Graf, ob Sie mein Schwiegersohn werden wollen.“ — Der Graf machte einen tiefen Bückling und nahm von Herzen die angebotene Ehre an, und wurde noch an demselben Tage mit der Prinzessin getraut.

Meister Kater wurde ein großer Herr und fing nun keine Mäuse mehr, als nur manchmal aus Liebhaberei und zum Spaße.

Ritter Blaubart.

Da war einmal ein gewaltiger Rittersmann, der hatte Geld und Gut, und lebte viel auf seinem Schloß herrlich und in Freuden. Er hatte einen blauen Bart, davon man ihn nur Ritter Blaubart nannte, obschon er eigentlich anders hieß, aber sein wahrer Name ist verloren gegangen. Dieser Ritter hatte sich schon mehr als einmal verheirathet, allein man hatte gehört, daß alle seine Frauen schnell nach einander gestorben seien, ohne daß man eigentlich ihre Krankheit erfahren hatte. Nun ging Ritter Blaubart abermals auf Freiersfüßen, und da war eine Edeldame in seiner Nachbarschaft, die hatte zwei schöne Töchter und einige ritterliche Söhne, und diese Geschwister liebten einander sehr zärtlich. Als nun Ritter Blaubart die eine dieser Töchter heirathen wollte, hatte keine von Beiden rechte Lust, denn sie fürchteten sich vor des Ritters blauem Bart, und mochten sich auch nicht gern von einander trennen. Aber der Ritter lud die Mutter, die Töchter und die Brüder sammt und sonders auf sein großes schönes Schloß zu Gaste, und verschaffte ihnen dort so viel angenehmen Zeitvertrieb und so viel Vergnügen durch Jagden, Tafeln, Tänze, Spiele und sonstige Freudenfeste, daß sich endlich die jüngste der Schwestern ein Herz faßte, und sich entschloß, Ritter Blaubarts Frau zu werden. Bald darauf wurde auch die Hochzeit mit vieler Pracht gefeiert.

ROTHKÄPPCHEN.

Nach einiger Zeit sagte der Ritter Blaubart zu seiner jungen Frau: „Ich muß verreisen und übergebe Dir die Obhut über das ganze Schloß, Haus und Hof, mit allem was dazu gehört. Hier sind auch die Schlüssel zu allen Zimmern und Gemächern, in alle diese kannst Du zu jeder Zeit eintreten. Aber dieser kleine goldene Schlüssel schließt das hinterste Kabinet am Ende der großen Zimmerreihe. In dieses, meine Theure, muß ich Dir verbieten zu gehen, so lieb Dir meine Liebe und Dein Leben ist. Würdest Du dieses Kabinet öffnen, so erwartet Dich die schrecklichste Strafe der Neugier. Ich müßte Dir dann mit eigner Hand das Haupt vom Rumpfe trennen!" — Die Frau wollte auf diese Rede den kleinen goldenen Schlüssel nicht annehmen, indeß mußte sie dies thun, um ihn sicher aufzubewahren, und so schied sie von ihrem Mann mit dem Versprechen, daß es ihr nie einfallen werde, jenes Kabinet aufzuschließen und es zu betreten.

Als der Ritter fort war, erhielt die junge Frau Besuch von ihrer Schwester und ihren Brüdern, die gerne auf die Jagd gingen; und nun wurden mit Lust alle Tage die Herrlichkeiten in den vielen, vielen Zimmern des Schlosses durchmustert, und so kamen die Schwestern auch endlich an das Kabinet. Die Frau wollte, obschon sie selbst große Neugierde trug, durchaus nicht öffnen, aber die Schwester lachte ob ihrer Bedenklichkeit, und meinte, daß Ritter Blaubart darin doch nur aus Eigensinn das Kostbarste und Werthvollste von seinen Schätzen verborgen halte. Und so wurde der Schlüssel mit einigem Zagen in das Schloß gesteckt, und da flog auch gleich mit dumpfem Geräusch die Thüre auf, und in dem sparsam erhellten Zimmer zeigten sich — ein entsetzlicher Anblick! — die blutigen Häupter aller früheren Frauen Ritter Blaubart's, die eben so wenig, wie die jetzige, dem Drange der Neugier hatten widerstehen können, und die der böse Mann alle mit eigner Hand enthauptet hatte. Vom Tod geschüttelt wichen jetzt die Frau und ihre Schwester zurück; vor Schreck war der Frau der Schlüssel entfallen und als sie ihn aufhob waren Blutflecken daran, die sich nicht abreiben ließen, und eben so wenig gelang es, die Thüre wieder zuzumachen, denn das Schloß war bezaubert, und indem verkündeten Hörner die Ankunft Berittener vor dem Thore der Burg. Die Frau athmete auf und glaubte, es seien ihre Brüder, die sie von der Jagd erwartete, aber es war Ritter Blaubart selbst, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als nach seiner Frau zu fragen, und als diese ihm bleich, zitternd und bestürzt entgegentrat, so fragte er nach dem Schlüssel. Sie wollte den Schlüssel holen und er folgte ihr auf dem Fuße, und als er die Flecken am Schlüssel sah, so verwandelten sich alle seine Geberden, und er schrie: „Weib Du mußt nun von meinen Händen sterben! Alle Gewalt habe ich Dir gelassen! Alles war Dein! Reich und schön war Dein Leben! Und so gering war Deine Liebe zu mir, daß Du meine einzige geringe Bitte, meinen ernsthaften Befehl nicht beachtet hast? Bereite Dich zum Tode, es ist aus mit Dir!"

Voll Entsetzen und Todesangst eilte die Frau zu ihrer Schwester, und bat sie, geschwind auf die Thurmzinne zu steigen und nach ihren Brüdern zu spähen, und diesen, sobald sie sie erblicke, ein Nothzeichen zu geben, während sie sich auf den Boden warf, und zu Gott um ihr Leben flehte. Und dazwischen rief sie: „Schwester! siehst Du noch Niemand?“ — „Niemand!“ klang die trostlose Antwort. — „Weib! komm herunter!“ schrie Ritter Blaubart, „Deine Frist ist aus!“

„Erbarmen! Ich komme ja sogleich! Schwester. siehst Du Niemand?“ — „Zwei Ritter kommen zu Roß daher, sie sehen mein Zeichen, sie reiten wie der Wind.“ —

„Weib! jetzt hole ich Dich!“ donnerte Blaubart's Stimme, und da kam er die Treppe herauf. Aber die Frau gewann Muth, warf ihre Zimmerthür ins Schloß, und hielt sie fest und dabei schrie sie sammt ihrer Schwester so laut um Hülfe, wie sie beide nur konnten. Indessen eilten die Brüder wie der Blitz herbei, stürmten die Treppe hinauf und kamen eben dazu, wie Ritter Blaubart die Thüre sprengte und mit gezücktem Schwert in das Zimmer drang. Ein kurzes Gefecht und Ritter Blaubart lag todt am Boden. Die Frau war erlöst, konnte aber die Folgen ihrer Neugier lange nicht verwinden.

Rothkäppchen.

Es war einmal ein gar allerliebstes, niedliches Ding von einem Mädchen, das hatte eine Mutter und eine Großmutter, die waren gar gut und hatten das kleine Ding so lieb. Die Großmutter absonderlich, die wußte gar nicht wie gut sie's mit dem Enkelchen meinen sollte, schenkte ihm immer dies und das und hatte ihm auch ein feines Käppchen von rothem Sammt geschenkt, das stand dem Kind so überaus hübsch, und das wußte auch das kleine Mädchen und wollte nichts anderes mehr tragen, und darum hieß es bei Alt und Jung nur das Rothkäppchen. Mutter und Großmutter wohnten aber nicht beisammen in einem Häuschen, sondern eine halbe Stunde von einander, und zwischen den beiden Häusern lag ein Wald. Da sprach eines Morgens die Mutter zum Rothkäppchen: „Liebes Rothkäppchen, Großmutter ist schwach und krank geworden und kann nicht zu uns kommen. Ich habe Kuchen gebacken, geh und bringe Großmutter von dem Kuchen und auch eine Flasche Wein, und grüße sie recht schön von mir, und sei recht vorsichtig, daß Du nicht fällst, und etwa die Flasche zerbrichst, sonst hätte die kranke Großmutter nichts. Laufe nicht im Walde herum, bleib hübsch auf dem Wege, und bleibe auch nicht zu lange aus."

„Das will ich alles so machen wie Du befiehlst, liebe Mutter," antwortete Rothkäppchen, band ihr Schürzchen um, nahm einen leichten Korb, in den es die Flasche und den Kuchen von der Mutter legen ließ, und ging

fröhlichen Schrittes in den Wald hinein. Wie es so völlig arglos dahin wandelte, kam ein Wolf daher. Das gute Kind kannte noch keine Wölfe und hatte keine Furcht. Als der Wolf näher kam, sagte er: „Guten Tag Rothkäppchen!“ — „Schönen Dank, Herr Graubart!“ — „Wo soll es denn hingehen so in aller Frühe, mein liebes Rothkäppchen?“ fragte der Wolf. „Zur alten Großmutter, die nicht wohl ist!“ antwortete Rothkäppchen. „Was willst Du denn dort machen? Du willst Ihr wol was bringen?“ — „Ei freilich, wir haben Kuchen gebacken, und Mutter hat mir auch Wein mitgegeben, den soll sie trinken, damit sie wieder stark wird.“

„Sage mir doch noch, wo liebes scharmantes Rothkäppchen, wo wohnt denn Deine Großmutter? Ich möchte wol einmal, wenn ich an ihrem Hause vorbeikomme, ihr meine Hochachtung an den Tag legen,“ sagte der Wolf.

„Ei gar nicht weit von hier, ein Viertelstündchen, da steht ja das Häuschen gleich am Walde, Ihr müßt ja daran vorbeigekommen sein. Es stehen Eichenbäume dahinter und am Gartenzaun wachsen Haselnüsse,“ plauderte das Rothkäppchen.

O du allerliebstes, appetitliches Haselnüßchen du — dachte bei sich der falsche böse Wolf. Dich will ich kriegen, das ist einmal ein süßer Kern. — Und that als wolle er Rothkäppchen noch ein Stückchen begleiten, und sagte zu ihm: „Sieh nur wie da drüben und dort drüben so schöne Blumen stehen, und horch nur, wie allerliebst die Vögel singen! Ja es ist sehr schön, und wachsen so gute Kräuter darin, Heilkräuter, mein liebes Rothkäppchen.“

„Ihr seid gewiß ein Doktor, werther grauer Herr?“ fragte Rothkäppchen, „weil Ihr die Heilkräuter kennt. Da könntet Ihr mir ja auch ein Heilkraut für meine kranke Großmutter zeigen!“

„Du bist ein eben so gutes als kluges Kind!“ lobte der Wolf. „Ei freilich bin ich ein Doktor und kenne alle Kräuter, siehst Du! hier steht gleich eins, der Wolfsbast, dort im Schatten wachsen die Wolfsbeeren, und hier am sonnigen Rain blüht die Wolfsmilch, dort drüben findet man die Wolfswurz.“ —

„Heißen denn alle Kräuter nach dem Wolf?“ fragte Rothkäppchen.

„Die besten, nur die besten, mein liebes frommes Kind!“ sprach der Wolf mit rechtem Hohn. Denn alle die er genannt waren Giftkräuter. Rothkäppchen aber wollte in ihrer Unschuld der Großmutter solche Kräuter als Heilkräuter pflücken und mitbringen, und der Wolf sagte:

„Lebewohl, mein gutes Rothkäppchen, ich habe mich gefreut, Deine Bekanntschaft zu machen; ich habe Eile, muß eine alte schwache Kranke besuchen!“

Und damit eilte der Wolf von dannen, und spornstreichs nach dem Hause der Großmutter, während das Rothkäppchen sich schöne Wald-

blumen zum Strauße pflückte und die vermeintlichen Heilkräuter sammelte.

Als der Wolf an das Häuschen der Großmutter kam, fand er es verschlossen und klopfte an. Die Alte konnte nicht vom Bette aufstehen, und nachsehen, wer da sei, und rief: „Wer ist draußen?“

„Das Rothkäppchen!“ rief der Wolf mit verstellter Stimme. „Die Mutter schickt der guten Großmutter Wein und ein Kuchen, wir haben gebacken!“

„Greife unten durch das Loch in der Thüre, da liegt der Schlüssel!“ rief die Alte, und der Wolf that also, öffnete die Thüre, trat in das Häuschen, in das Stübchen, und verschlang die Großmutter ohne Weiteres — zog ihre Kleider an, legte sich in ihr Bett und zog die Decke über sich her, und die Bettvorhänge zu. Nach einer Weile kam das Rothkäppchen; es war sehr verwundert, alles so offen zu finden, da doch sonst die Großmutter sich selbst gern unter Schloß und Riegel hielt, und mied' ihm schier bänglich um das junge Herzchen.

Wie das Rothkäppchen nun an das Bett trat, da lag die alte Großmutter, hatte eine große Schlafhaube auf, und man sah nur wenig von ihr zu sehen, und das Wenige sah gar schrecklich aus. „Ach Großmutter, was hast Du so große Ohren!“ rief das Rothkäppchen. — „Daß ich Dich damit gut hören kann!“ war die Antwort. — „Ach Großmutter, was hast Du für große Augen!“ — „Daß ich Dich damit gut sehen kann!“ — „Ei Großmutter, was hast Du für haarige große Hände!“ — „Daß ich Dich damit gut fassen und halten kann!“ — „Ach Großmutter, was hast Du für ein so großes Maul und so lange Zähne!“ — „Daß ich Dich damit gut fressen kann!“ Und damit fuhr der Wolf grimmig aus dem Bette heraus, und fraß das arme Rothkäppchen. Weg war's.

Jetzt war der Wolf sehr satt, und es gefiel ihm sehr im Stübchen der Alten und in dem weichen Bett, und legte sich wieder hin und schlief ein und schnarchte, daß es klang, als schnarre ein Räderwerk in einer Mühle. Zufällig kam ein Jäger vorbei, der hörte das seltsame Geräusch, und dachte:

Ei, ei, die arme alte Frau da drinnen hat einen bösen Schnarcher, sie röchelt wol gar und liegt im Sterben! Du mußt hinein, und nachsehen, was mit ihr ist. — Gedacht, gethan; der Jäger ging in das Häuschen, da fand er den Herrn Isegrim im Bette der Alten liegen und die Alte war nirgends zu erblicken. „Bist du da?“ sprach der Jäger und riß die Kugelbüchse von der Schulter. „Komm du her, du bist mir oft genug entlaufen!“ — Schon legte er an — da fiel ihm ein: halt — die Alte ist nicht da, am Ende hat der Unhold sie mit Haut und Haar verschlungen, war ohnedies nur ein kleines dürres Weiblein. Und da schoß der Jäger nicht, sondern zog seinen schärfen Hirschfänger und schlitzte

ganz sanft dem fest schlafenden Wolf den Bauch auf, da guckte ein rothes Käppchen heraus, und unter dem Käppchen war ein Köpfchen, und da kam das niedliche und allerliebste Rothkäppchen heraus und sagte: „Guten Morgen! Ach was war das für ein dunkles Kämmerchen da drinnen!“ — Und hinter dem Rothkäppchen zappelte die alte Großmutter, die war auch noch lebendig, [illegible] hatten sie aber nicht gehabt im Wolfsbauch. Der Wolf schlief noch immer steinfest, und da nahmen sie Steine, füllten sie dem Wolf in den Bauch und nähten den Ranzen zu, hernach versteckten sie sich und der Jäger unter einen Baum, zu sehen, was der Wolf endlich anfangen würde. Jetzt erwachte der Wolf auf, machte sich aus dem Bette heraus, aus der Stube, aus dem Häuschen,, und humpelte zum Brunnen, denn er hatte großen Durst. Unterwegs sagte er: „Ich weiß gar nicht, ich weiß gar nicht, was mir in meinem Bauch wackelts hin und her, hin und her, wie Wackelstein — sollte das die Großmutter und Rothkäppchen sein?“ — Und wie er an den Brunnen kam und trinken wollte, da zogen ihn die Steine und er [illegible] das Uebergewicht und fiel hinein und ertrank. So sparte der Jäger seine Kugel; er zog den Wolf aus dem Brunnen und zog ihm den Pelz ab, und alle drei, der Jäger, die Großmutter und das Rothkäppchen, [illegible] den Wolf und aßen den Kuchen und waren seelenvergnügt, und die Großmutter wurde wieder frisch und gesund, und Rothkäppchen ging mit ihrem leeren Körbchen nach Hause und dachte: du willst niemals wieder vom Wege ab und in den Wald gehen, wenn es dir die Mutter verboten hat.

S[illegible]

[illegible] die Schneeflo[illegible] [illegible] Himmel herab, [illegible] eine [illegible] Fenster, [illegible] einen [illegible] schwa[illegible] Eb[illegible]lz [illegible] und [illegible]hte. [illegible] näh[illegible] und [illegible] dem Schnee auf[illegible] sie sich [illegible] Nadel [illegible]er, und es fielen [illegible] Tropfen Blut [illegible] den Schn[illegible] weil das Rothe im [illegible] ön aussah, [illegible] sie bei sich [illegible] hätt' ich [illegible] Schnee, so roth wie Blut und so schwarz wie das Holz [illegible] dem Rahmen." Bald darauf [illegible] sie ein Töchterlein [illegible] war so weiß wie Schnee, so ro[illegible] wie Blut und so [illegible]arzhaarig wie Eb[illegible] und ward darum das Schn[illegible]hen (Schneeweiß[illegible]nnt. Und wie das Kind geboren war, starb [illegible]n.

Ueber ein Jahr nahm [illegible] König eine andere Gemahlin. Es war eine schöne Frau, aber [illegible] Holz und überm[illegible] und konnte nicht leiden, daß sie [illegible] Schö[illegible] Jen[illegible] sollte [illegible]ertroffen werden. Sie hatte einen [illegible] wie [illegible] vor den trat und sich darin beschaute, sprac[illegible]

[illegible] Spiegel [illegible] an der Wand,
[illegible] die schönste [illegible] ganzen Land?"

und da antwortete [illegible]el:

„Frau [illegible] ihr [illegible] schönste im Land."

Nun war sie zufrieden, denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte.

Schneewittchen aber wuchs heran und ward immer schöner, und als es sieben Jahre alt war, war es so schön, wie der klare Tag, und schöner als die Königin selbst. Als diese einmal ihren Spiegel fragte:

„[illegible]eglein, Spieglein an der Wand,
[illegible] ist [illegible]önste im ganzen Land?"

so antwor[illegible]er:

„Frau [illegible]gi[illegible] [illegible]ie [illegible]önste hier,
[illegible] aber [illegible] [illegible]al schöner als ihr."

Da erschr[illegible] die Kö[illegible] [illegible] grün vor Neid. Von Stund [illegible] wenn [illegible] Schnee[illegible] [illegible] ihr das Herz im Leibe herum, so haßte [illegible] das Mä[illegible]. [illegible] Hochmuth wuchsen wie ein Unkraut [illegible] Herzen, i[illegible] [illegible]ß sie Tag und Nacht keine Ruhe hatte. Da rief sie ei[illegible] [illegible]ch: „Bring das Kind hinaus in den Wald, ich will[illegible] [illegible] Augen sehen. Du sollst es tödten und mir Lun[illegible] [illegible]zeichen mitbringen." Der [illegible] gehorchte un[illegible] [illegible]n Hirschfänger gezogen [illegible] und Schneewi[illegible] [illegible]z d[illegible]hren wollte, fing es an [illegible] weinen und sprach: „[illegible] laß [illegible] mein Leben, ich will in den Wald la[illegible]n und [illegible] wi[illegible] hein kommen." Und weil es so schön war, hatte der Jäger Mi[illegible]en und sprach: „So lauf hin, Du armes Kind." „D[illegible] wilden T[illegible] werden dich bald gefressen haben" dachte er, und [illegible] wars ihm, [illegible] wäre ein St[illegible] seinem Herzen gewälzt, weil [illegible] zu tödten brauchte. U[illegible] [illegible]rade ein junger Frischling daher g[illegible]ngen kam, [illegible] Lunge und Leber heraus und brachte sie [illegible] Wahrzeic[illegible] [illegible]. Der Koch mußte sie in Salz kochen, und das bosha[illegible] Weib aß sie auf und meinte, sie hatte Schneewittchens Lunge und Le[illegible] gegessen.

Nun war [illegible] arme Kind in dem großen Wald mutterseelen allein, und ward ihm so [illegible] daß es alle Blätter an den [illegible]nen ansah und nicht wußte, wie es sich helfen sollte. Da fing [illegible] [illegible]ufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen, und [illegible] Thiere sprangen an ihm vorbei, aber sie thaten ihm nichts. [illegible] so lange nur die Füße noch fort konnten, bis es bald Abend werden w[illegible] [illegible] sah es ein kleines Häuschen und ging hinein, sich zu ruhen. In [illegible]schen [illegible] alles klein, aber so zierlich und reinlich, daß [illegible] nicht [illegible] [illegible] ein weiß gedecktes Tischlein mit sieben kleinen Te[illegible] [illegible]lein mit seinem Löffelein, ferner sieben Messerlein [illegible] [illegible] Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein [illegible] einander [illegible] und schneeweiße Laken darüber gedeckt. Schne[illegible], wei[illegible] [illegible]grig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein weni[illegible] [illegible] und trank aus jedem

Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein alles wegnehmen. Hernach, weil es so müde war, legte es sich in ein Bettchen, aber keins paßte; das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das siebente recht war, und darin blieb es liegen, befahl sich Gott und schlief ein.

Als es ganz dunkel geworden war
lein, das waren sieben Zwerge, di
gruben. Sie zündeten ihre si
Häuslein ward, sahen sie, da
nicht alles so in der Ordnun
„wer hat auf meinem Stü
meinem Tellerchen gegesse
genommen?“ Der viert
Der fünfte „wer hat mit
hat mit meinem Messerch
nem Becherlein getrunken
seinem Bett eine klein
getreten?“ Die an
jemand gelegen.“ D
wittchen, das lag dar
herbeigelaufen und schrie
und beleuchteten Schneewittche
riefen sie, „was ist das
es nicht aufweckten,
Zwerg aber schlief
Nacht herum.

Als es Mo
Zwerge sah, e
heißt Du?“
ser Haus ge
daß seine S
ihm aber
bis es end
Du unsern
und will
bleiben
„von H
Ordnung
Abends
Tag üb
und sp
daß D

dem Häus-
ten und
ll in
en: „Willst
n und stricken,
st Du bei uns
hneewittchen,
as Haus in
z und Gold
eit sein. Den
uten Zwerglein
die wird bald wissen,

Die Königin aber, nachdem ſie Schneewittchens Lunge und Leber glaubte gegeſſen zu haben, dachte nicht anders als ſie wäre wieder die erſte und allerſchönſte, trat vor ihren Spiegel und ſprach:

Spieglein, Spieglein an der Wand,
ſchönſte im ganzen Land?"

Da antw

ie ſchönſte hier,
n Bergen

s ihr."

el keine Unwahrheit ſprach,
und Schneewittchen noch
f's Neue, wie ſie es um=
nſte war im ganzen Land,
ich endlich etwas ausge=
te ſich wie eine alte Krä=
ging ſie über die ſie=
und rief: „Schöne
raus und rief: „Gu=
„Gute Waare, ſchöne
en Farben," und holte einen
ar. „Die ehrliche Frau kann
Thüre auf und kaufte
, „wie Du ausſiehſt!
hatte kein Arg,
men ſchnüren:
em Schneewitt=
du die ſchönſte

Nicht
nach Haus,
aber wie
Erde liegen
ſahen; un
ie hoben
es in die Höh
r, ſchnitten
ſie den Schnü
da
thmen und
ward nach un
eſchehen
war, ſprach
loſe Kö=
nigin: hüte
bei Dir
ſind."

Das böſe
g vor den
Spiegel und fr

Da antwortete er wie sonst:

„Frau Königin, ihr seid die schönste hier,
aber Schneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner

Als sie das hörte, lief ihr alles Blut
sah wohl, daß Schneewittchen wie
sie, „will ich etwas aussinnen
Künsten, die sie verstand,
verkleidete sie sich und nahm
So ging sie hin über die
die Thüre und rief: „Gut
und sprach: „Geh nur
sehen wird Dir doch erl
heraus und hielt ihn in
sich bethören ließ und di
sprach die Alte: „
Schneewittchen dac
sie den Kamm in d
Mädchen ohne Be
sprach das boshafte
Zum Glück aber war es bald
kamen. Als sie
sie gleich die Stief
Kamm, und ka
wieder zu si
noch einmal,
Die Kön

Da antw

Als si

„Schn

koſtet."

hinkam

ſchön

bekam

Apfel

e vor Zorn.
igenes Leben
wo Niemand
ußerlich ſah er
ckte, Luſt danach
te ſterben. Als der
rkleidete ſich in eine

Bauersfrau, und so ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen. Sie klopfte an, Schneewittchen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: „Ich darf keinen Menschen einlassen, die sieben Zwerge haben mirs verboten.“ „Mir auch recht,“ antwortete die Bäuerin, „meine Aepfel will ich schon los werd[illegible] will ich Dir schenken.“ „Nein,“ sprach Schneewitt[illegible]men.“ „Fürchtest Du Dich vor Gift?“ sprach di[illegible] den Apfel in zwei Theile; den [illegible]then[illegible]n.“ Der Apfel war aber so [illegible]vergiftet war. Schneewittchen [illegible]daß die Bäuerin davon aß, [illegible]e Hand hinaus und nahm [illegible]issen davon im Mund, so [illegible]ie Königin mit grausigen [illegible]e Schnee, roth wie Blut, [illegible]Zwerge nicht wieder er=

[illegible]Land.“

[illegible]in böses und neidisches Herz

[illegible]fanden Schneewitt=
[illegible]us seinem Mund,
und [illegible]iges fänden,
schnü[illegible]it Wasser und
Wein, a[illegible]nd blieb todt.
Sie legte[illegible]n und be=
weinten es, [illegible]begraben,
aber es sah [illegible]noch seine
schönen rot[illegible]n [illegible]schwarze
Erde versenk[illegible]S[illegible] man von
allen Seiten hi[illegible], leg[illegible]und schrie=
ben mit golden[illegible]ne[illegible]ine Kö=
nigstochter wä[illegible], und
einer von ih[illegible] Thiere
kamen auch u[illegible]n Rabe,
zuletzt ein Täub[illegible]

Nun lag S[illegible]rweste
nicht, sondern sah a[illegible]ß als
Schnee, so roth als [illegible]eschah

aber, daß ein Königssohn in den Wald gerieth und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Er sah auf dem Berg den Sarg und das schöne Schneewittchen darin, und las, was mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben stand. Da sprach er zu den Zwergen: „Laßt mir den Sarg, ich will Euch geben, was Ihr dafür haben wollt.“ Aber die Zwerge antworteten „wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt.“ Da sprach er: „So schenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben, ohne Schneewittchen zu sehen, ich will es in Ehren halten wie mein liebstes.“ Als er so sprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten, und von dem Schütteln fuhr das giftige Stück Apfel, das Schneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals. Und nicht lange, so öffnete sie die Augen, hob den Deckel vom Sarg in die Höhe, richtete sich auf und war wieder lebendig. „Ach Gott, wo bin ich?“ rief sie. Der Königssohn sprach voll Freude: „Du bist bei mir,“ und erzählte, was sich zugetragen hatte, und sprach: „Ich habe Dich lieber, als alles auf der Welt, komm mit mir in meines Vaters Schloß. Du sollst meine Gemahlin werden.“ Da war ihm Schneewittchen gut und ging mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

Zu dem Feste ward aber auch die gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit ihrem Putz angethan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

Der Spiegel antwortete:

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
aber die junge Königin ist tausendmal schöner als ihr.“

Da stieß das böse Weib einen Fluch aus, und ward ihr so angst, so angst, daß sie sich nicht zu lassen wußte. Sie wollte zuerst gar nicht auf die Hochzeit kommen: doch ließ es ihr keine Ruhe, sie mußte fort und die junge Königin sehen. Und wie sie in den königlichen Saal trat, erkannte sie Schneewittchen, und vor Angst und Schrecken stand sie da und konnte sich nicht regen. Aber es waren schon eiserne Pantoffeln über Kohlenfeuer gestellt, die wurden mit Zangen hereingetragen und vor sie hingestellt. Sie mußte in die glühenden Schuhe treten und mußte darin tanzen, bis sie tot zur Erde fiel.

[illegible] ein [illegible]uern[illegible]be und ein ehrlich Blut, [illegible] nicht auf den Kopf gefallen, und [illegible] und ehrlich einem großen, reichen [illegible]ne Reihe von Jahren. Zuletzt be= [illegible]ans das [illegible]weh, wollte gern bei seiner Mutter sein und spr[illegible]errn um den ver= dienten Lohn an. Der [illegible] ein Stück Gold, das war so groß wie [illegible]opf, und Hansens Kopf ge= hörte [illegible]men [illegible]leinsten. Der war zu= frieden, packte [illegible]chw[illegible]oldklumpen in ein Tüchlein, und machte sich [illegible]rhölzer. Das Gehen wurde ihm aber blutsauer; er schwitzte, daß er troff, denn der Goldklumpen war schrecklich schwer, er [illegible] ihn tragen, wie er wollte, auf dem Kopf oder auf den Schultern.

Da trottelte ein Reiter leicht und [illegible] an Hans vorbei, der saß auf einem spiegelglatten Pferd. [illegible] da, „Reiten ist eine schöne Kunst, aber sie kann und ein [illegible] Der Reiter hielt sein Rößlein an, wie er Hansens Rede in [illegible] hatte und fragte ihn, womit er sich denn [illegible] so [illegible]

„Ach! es ist Gold, pur[illegible] schwere [illegible] Mensch ist ein ge= plagtes Thier!“ sagte Hans[illegible] und [illegible] zur Erde warf.

„Ei!“ sprach der Reiter, „wenn Du gern reiten willst, so laß uns einen Tausch machen. Giebst mir Deinen Lastklumpen und nimmst mein Pferd dafür!“ Das ließ sich Hans nicht zweimal bieten, er rief fröhlich: „Topp! schlagt ein!“ und der Handel war geschlossen. Der Reiter nahm das Gold und machte, daß er damit Hansen aus dem Gesicht kam, dachte, der Handel könnte jenen reuen. Hans aber kletterte [illegible] den [illegible] und ritt davon, daß es stäubte, aber nicht gar lang, [illegible] das P[illegible] einen Satz, daß Hans, der nicht reiten konnte, he[illegible]iterfel wi[illegible]n Nuß[illegible]. K[illegible]e kaum ein Glied regen. Ein Bauer, [illegible]it einer [illegible] des [illegible]ges zog, [illegible]ng das ledige Pferd und führte es dah[illegible] Hans [illegible] Der [illegible]nte un[illegible] sich die Knochen. „Nimmermehr re[illegible] thut [illegible] gut! Wer do[illegible] so ein Kühlein hätte, wie Ihr do[illegible] Freund! Da kö[illegible] man [illegible]lich Milch essen, und Butter un[illegible] wird [illegible] herunter geworfen.“

„Ei,“ sagte der pfiffige [illegible] wenn Euch die Kuh so wolgefällt, so gefällt mir nun gerade auch Euer [illegible]es Pferd, geb Euch die Kuh für das Pferd.“

„Das ist ein guter T[illegible] den [illegible] ich mir,“ sprach Hans, nahm die Kuh und trieb sie vor sich h[illegible] während der Bauer sich auf das Roß setzte, und heidi, hast du nicht gese[illegible], davon ritt.

Als Hans in ein Wirtshaus kam, verzehrte er seine letzten paar Heller, denn er meinte nun, da er die Kuh habe, brauche er kein Geld, und marschirte weiter. Es war aber [illegible] sehr heiß und noch eine w[illegible] Strecke zum Dorfe, wo Hans her war [illegible] seine Mutter wohnte, [illegible] es durstete Hansen. Da schickte er sich an, die Kuh zu melken, aber so un[illegible] geschickt, daß keine Milch kam, und daß ihm zuletzt die Kuh einen Tritt gab, davon ihm Hören und Sehen verging, und er nicht [illegible] ob er ein Bub oder ein Mädchen war. Da trieb just ein Metzger d[illegible]es mit einem jungen Schwein, der fragte mitleidsvoll den geschlagenen Hans, was ihm fehle, und bot ihm einmal aus seiner Flasche zu trinken. Hans erzählte sein Abenteuer, und der Metzger machte ihm bemerklich, daß von so einer alten Kuh keine Milch zu erwarten sei, die müsse man schlachten. „Hm!“ meinte Hans, „wird auch keinen sonderlichen Braten geben, altes Kuhfleisch! Ja, wer so ein nettes, fettes Schweinchen hätte, das schmeckt, und giebt Würstel!“

„Guter Freund!“ sagte der Metzger, „wenn Euch das Schweinchen so gefällt, so laßt uns einen Tausch treffen, gerade auf, Ihr das Schwein, ich die Kuh! Ist's rec[illegible] — „Ist [illegible]n recht!“ sagte Hans, von Herzen innerlich froh über sein Glück. Zog weiter seine Straße und dachte: „Bist doch ein rechtes Glückskind, Hans! Immer wird der Schade wieder ersetzt. O, wie soll dieser Schwein[illegible] schmecken!“

Bald kam ein Bursch[illegible] Wegs und holte den Hans ein, der trug eine fette, schwere, weiße G[illegible] im Arm, grüßte Hans, und da sie mit

einander in's Gespräch kamen, erzählte er ihm, daß die Gans zu einem Kindtaufsbraten bestimmt sei. Das müßte ein Braten werden, der seines Gleichen suche. Dabei ließ er die Gans den Hans in der Hand wiegen und unter den Flügeln die Fettklumpen befühlen.

„Die Gans ist gut, mein Schweinchen da ist aber auch kein Hund!" sagte Hans. „Wo hast Du denn das Schwein her?" fragte der Bursche, und Hans erzählte, daß er es vor Kurzem erst erhandelt. Da sah sich jener bedenklich um und sprach: „Höre ein Wort im Vertrauen! Da hinten, im letzten Dorfe in dem Schulzen alle[illegible] ein junges Schwein gestohlen worden. Der Dorf hat's an Dich verkauft, und wenn jetzt der Flurschütz uns nachkommt (mich däucht, ich sehe seinen Spieß schon dort über den Korn[illegible] blinken), so faßt er Dich [illegible] Dieb, und Du kommst, statt mit dem Schwein in die Küche Deiner Mutter in des Teufels Küche!"

„[illegible], du mein lieber Gott! Was bin ich für ein Unglücksvogel!" schrie Hans. „Hilf mir doch um Gottes willen, guter, liebster Freund!"

„Wenn Du was?" sprach der Bursche, „geschwind gieb mir das Schwein und nimm Du meine Gans! Ich [illegible] hier herum die Schleichwege, und ich will mich schon unsichtbar machen!"

Gesagt, gethan, Handel geschlossen, und in zwei Augenblicken waren Bursch und Schwein dem Hans aus den Augen. „Bin doch ein Glücksvogel!" lachte Hans innerlich und trug die Gans eine gute Strecke. Vom Flurschütz oder sonst einem Nachjagenden war nichts zu sehen. Hans bedachte den guten Braten, das [illegible] die Federn, die Freude seiner Mutter; und so kam er in das letzte Dorf vor dem seinigen. Da stand ein Scheerenschleifer an seinem Karren, der sah ganz fröhlich aus, schliff und pfiff, und pfiff und schliff, daß es nur so schnurrte, dann sang er einen lustigen Gassenhauer:

„Es kam ein junger Schleifer her,
Schliff die Messer und die Scheer'!
Hat's gern gethan,
Thut's noch einmal,
Was geht's dich an?
Was hast denn du davon?"

Hans blieb ganz verwundert stehen mit seiner Gans und hatte seine Verwunderung über des Schleifers Lustigkeit, dann bot er ihm guten Tag und fragte: „Euch geht's gewiß recht gut, daß Ihr so lustig und fröhlich seid. Wer's doch auch so hätte!"

„O ja, mein guter Kamerad," sprach der Scheerenschleifer, „bin alldieweil lustig, immer Geld in der Tasche, [illegible] auch so haben mit Deiner Gans. Woher hast Du die Gans?"

„Hab sie gekriegt für ein Schwein," [illegible] Hans. „Und das Schwein?" — „Für eine Kuh gekriegt!" — „Und die Kuh!" — „Für ein Pferd eingehandelt!" — „Und das Pferd?" — „Einen Klumpen Gold

DORNRÖSCHEN.

hingegeben, so groß wie mein Kopf!" — „O, Du Schlaukopf! und woher das Gold?" — „Sieben Jahre gedient, Lohn bekommen!" — „Pfiffikus, Dir fehlt nichts, als daß Du ein Schleifer würdest, wie ich, dann klingt Dir das Geld in allen Taschen. Dazu braucht es nur eines guten Hirnschleifsteins; hier hab' ich noch einen liegen, ist zwar schon etwas abgenutzt, geht aber noch mit wenn Du ihn trägst! Den geb' ich Dir für Deine Gans. Willst Du?"

„Ob ich will? Freilich!" rief Hans erfreut. „Geld in allen Taschen ist eine schöne Profession."

Der lose Schleifer gab dem guten Hans einen alten Wetzstein und einen Kiesel, der am Wege lag, und Hans zog fürbaß, ganz glücklich, daß sich Alles so schön getroffen, meinte, er müsse in einer Glückshaut geboren sein.

Aber die Sonne schien und brannte heiß, Hans hatte Hunger und Durst, war matt und müde, und die Steine waren schwer, fast so schwer, wie der Goldklumpen gewesen war, und er dachte, o, wenn ich mich doch nicht mit diesen Schleifsteinen schleppen müßte. Da war ein Brünnlein am Wege, daraus wollte Hans seinen Durst löschen, bückte sich, und beim Bücken fielen die Steine in den Brunnen hinab. Wer war froher wie Hans im Glücke, daß er so mit einem Male ohne sein Zuthun die schweren Steine los geworden! Freudig sprang er auf, los und ledig aller Sorgen, aller Lasten, pries sich als den glücklichsten Menschen und langte guten Muthes bei seiner Mutter an. — Hans im Glücke!

Tischlein deck' dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack.

In einem kleinen Städtchen lebte ein ehrlicher Schneider mit seiner Familie, die fünf Häupter zählte: Vater, Mutter und drei Söhne. Letztere wurden sowol von den Eltern, als auch von sämmtlichen Einwohnern des Städtchens nicht nach ihren Taufnamen genannt, sondern schlechtweg nur der Lange, der Dicke, der Dumme. So folgten sie dem Alter nach auf einander. Der Lange wurde ein Schreiner, der Dicke ein Müller, der Dumme ein Drechsler. Als nun der Lange aus der Lehre kam, wurde sein Bündel geschnürt und er in die Fremde geschickt, und er zog wolgemuth mit langen Schritten zum Thore des heimathlichen Städtchens hinaus. Lange Zeit wanderte der Bursche von Ort zu Ort und konnte keine Arbeit bekommen; da nun sein ohnehin knappes Reisegeld sehr zu Ende ging, und er keine frohe Aussicht hatte zu Arbeit und Verdienst, so wurde er traurig und ging kopfhängerig und sachte auf seinem Wege weiter. Dieser führte just durch einen Wald, und wie der Bursche so eine Strecke hinein war, begegnete ihm ein kleiner, etwas wolbeleibter Mann, der ihn gar freundlich grüßte, stehen blieb und fragte: „Na, Bürschlein, wo hinaus denn? Siehst ja traurig aus, was fehlt Dir denn?" — „Mir fehlt Arbeit," sprach der Bursche treuherzig; „das ist meine ganze Trauer — bin schon lange gewandert — hab' kein Geld mehr." — „Was kannst Du denn für ein Handwerk?" forschte das Männlein weiter. —

„Ich bin ein Schreiner." — „O, so komm' doch mit mir," rief der Kleine fröhlich aus; „ich will Dir Arbeit geben! Sieh', ich wohne hier in diesem Wald — ja, ja, komm' nur mit, Du wirst's gleich sehen." Und kaum hundert Schritte weiter lag ein schönes Haus, und rings herum war ein dichter Tannenzaun, anzusehen wie eine Schutzmauer, und vorne, am Eingang standen zwei hohe Tannen, gleich wie riesige Schildwachen. Da hinein führte das Männlein den Schreinergesellen, der nun alsbald seine Traurigkeit fahren ließ und mit vergnügten Mienen in das trauliche Zimmer des einsamen Meisters einschritt. „Willkommen!" rief aus der Ecke hinterm Ofen ein ältliches Mütterlein und trippelte auf den Burschen zu, um ihn seines Felleisens entledigen zu helfen. Der Meister plauderte den Abend noch gar lange mit dem Burschen, und das Mütterlein trug Speisen auf und stellte auch ein Krüglein auf den Tisch, worin etwas weit Besseres war, als Wasser.

Dem jungen Schreiner gefiel es ganz wol bei seinem Meister; er bekam nicht allzuviel zu thun, arbeitete fleißig und hielt sich auch sonst brav und ordentlich, so daß keine Klage über ihn geführt wurde. Doch nach etlichen Monaten sprach das alte Männlein: „Lieber Gesell, ich kann Dich nun nicht länger brauchen, sondern muß Dir Feierabend geben. Und mit Geld kann ich Dir Deine Arbeit, die Du mir gethan, auch nicht lohnen; aber ich will Dir ein schönes Andenken geben, das Dir mehr helfen wird, als Gold und Silber." Dabei reichte er ihm ein allerliebstes kleines Tischchen und sprach weiter: „So oft Du dieses „Tischlein deck' dich" hinstellen und dreimal sprechen wirst: „Tischlein decke dich," so oft wird es Dir diejenigen Speisen und Getränke zum Mahle darbieten, die Du nur wünschen magst. Und nun lebe wol und gedenke fein Deines alten Meisters." Ungern verließ der Geselle seine bisherige Werkstätte; er nahm betrübt und froh zugleich das wunderthätige Tischlein aus den Händen des Gebers und zog, noch vielmals dankend, ab und lenkte seine Schritte der lieben Heimath wieder zu. Unterwegs bot ihm das Tischlein, so oft der Bursche die Zauberformel nur sprach, seine reichen Genüsse; da standen im Nu die feinsten Gerichte, die edelsten Weine darauf, und alle Gefäße waren von Silber und darunter glänzte das feinste schneeweiße Tischgedeck. Natürlich hielt der Geselle sein „Tischlein decke dich" sehr hoch. Auf seiner letzten Herberge, ehe er heim kam, gab er es noch seinem Wirth aufzuheben; da er aber vorher nichts im Wirthshaus gezehrt, sondern sich mit dem Tischchen eingeschlossen hatte, so hatte der Wirth ihn belauscht durch eine Spalte in der Bretterthüre und hatte des Tischleins Geheimniß entdeckt. Daher war er über alle Maßen froh, daß er das Tischlein in seine Verwahrung bekam, und freute sich mächtig über die herrliche Eigenschaft desselben. Er ließ sich's ganz trefflich behagen vor der kleinen Tafel und sann dabei nach, wie er sich auf die beste Weise das Tischchen aneignen

möchte. Da fiel ihm bei, daß er ein ganz ähnliches Tischchen, obschon kein „Tischchen decke dich" besitze. Der schlaue Wirth versteckte daher das ächte Tischlein und stellte das andere, unächte, am nächsten Morgen dem Gesellen zu, der sich ohne Bedenken damit belud und nun fröhlich seiner Heimath zueilte. Mit Freude grüßte der lange Schreiner daheim die Seinen und entdeckte sogleich seinem Vater die köstliche Bewandniß, die es mit dem Tischchen habe. Der Vater zweifelte stark, der Sohn aber stellte es vor sich hin, sprach dreimal: „Tischlein, decke dich!" aber es deckte sich nicht, und der ehrliche Schneidermeister sprach zu seinem Sohne: „Du dummer Hans, bist Du darum in der Fremde gewesen, Deinen alten Vater zu uzen? Geh', laß Dich nicht auslachen!" Der lange Schreiner wußte in der Welt keinen Rath, wie es nun so einmal mit dem Tischchen die Quere gehe. Er probirte noch allerlei, aber es deckte sich nicht wieder, und der Lange mußte wieder zum Hobel greifen und arbeiten, daß die Schwarte knackte.

Unterdessen war der dicke Müller auch aus der Lehre gekommen und wanderte fort in die Fremde. Und es fügte sich, daß dieser ebenfalls denselben Weg nahm, auch das nämliche kleine Männlein fand und von ihm in Arbeit genommen wurde. Das Waldhaus war aber jetzt eine Mühle. Als der junge Mühlknappe eine Zeitlang brav, treu und fleißig in Arbeit gestanden hatte, schenkte ihm sein Meister zum Andenken einen schönen Esel und sprach: „Nimm zum Abschied noch eine kleine Gabe, die Dir, obgleich ich Dir Deine Arbeiten nicht mit Geld belohnen kann, doch mehr nützen wird als Gold und Silber. So oft Du zu diesem Eselein sprechen wirst: „Eselein, strecke dich!" so oft wird es Dir Dukaten fallen lassen."

Fast öfter, als der Lange unterwegs gesprochen hatte: „Tischlein, decke dich!" sprach jetzt der Dicke: „Eselein, strecke dich!" und da streckte sich's und ließ Dukaten fallen, daß es rasselte und prasselte. Es war eine allerliebste Sache — die blanken Goldstücke. — Aber auch der Müllergeselle kam mit seinem Esel in die Herberge des betrüglichen und schlauen Wirthes, ließ auftafeln, bewirthete, wer nur bewirthet sein wollte, und als der Wirth die Zeche forderte, sprach er: „Harret ein wenig, ich will nur erst Geld holen." Nahm das Tischtuch mit, ging in den Stall, breitete es über das Stroh, darauf der Esel stand, und sprach: „Eselein, strecke dich!" Da streckte sich der Esel und nieste, und es klingelten Dukaten auf dem Tuche; draußen aber stand der Wirth, sah durch ein Astloch in der Thüre und merkte sich die Sache. Am andern Morgen stand zwar ein Esel da, aber nicht der rechte, und der Dicke, keinen Betrug ahnend, setzte sich heiter auf und ritt fort. Als er zu seinem Vater kam, verkündete er ihm auch sein Glück und sprach, als alle die Seinen froh verwundert den Esel umstanden: „Nun habt Achtung!" und zum Esel sich wendend: „Eselein,

strecke dich!" Das fremde Eselein streckte sich zwar auch, aber was selbiges fallen ließ, das waren nichts weniger als Goldstücke. Der Dicke wurde von Allen, denen er die Kunst hat wollen sehen lassen, fürchterlich ausgelacht; er schlug den Esel windelweich, schlug ihm dennoch keine Dukaten aus der Haut und mußte fortan wieder arbeiten und im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen.

Es war nun wieder ein Jahr verflossen und auch der Dumme hatte seine Lehrzeit überstanden und zog als ein wackrer Drechsler in die Fremde. Recht mit Fleiß nahm er denselben Lauf, wie seine Brüder, und wünschte sehr, bei jenem kleinen Männlein auch in Arbeit zu kommen, da dasselbe, wie die Brüder erzählt hatten, in allen Fächern bewandert war, in Handwerken, wie in Gelehrtheit und Weisheit, und so schöne Sachen zu verschenken hatte. Richtig gelangte auch der Drechslergeselle in den gewissen Wald, fand die einsame Wohnung des Männleins, und auch ihn nahm es als einen fleißigen Burschen gerne in Arbeit. Nach etlichen Monaten hieß es jedoch wieder: „Lieber Gesell, ich kann Dich nun nicht länger behalten, Du hast Feierabend." Zum Abschied sprach das Männlein: „Ich schenkte Dir gerne auch, wie Deinen Brüdern, ein schönes Andenken, aber was würde Dir das helfen, da sie Dich den Dummen nennen? Dein langer Bruder und Dein dicker Bruder sind durch ihre Dummheit um die Gaben gekommen, was würde es erst bei Dir werden? Doch, nimm dieses schlichte Säcklein; es kann Dir sehr nützlich werden. So oft Du zu ihm sagen wirst: Knüppel, aus dem Sack! so wird ein darin steckender wolgedrehter Prügel herausfahren zu Deinem Schutz, Deiner Wehr und Hülfe, und dieser wird so lange ausprügeln, bis Du gebieten wirst: Knüppel in den Sack!"

Der Drechsler bedankte sich schön und zog mit seinem Säcklein heimwärts; er bedurfte jedoch auf seiner Reise der Schutzwehr erst lange nicht, denn Jedermann ließ ihn, der leicht und lustig seine Straße zog, ungehindert fürbaß wandern. Nur manchmal einem gestrengen Herrn Bettelvogt gab er einiges aus dem Säcklein zu kosten; oder den Dorfhunden, die aus allen Höfen herausfahren und den Wanderer an- und nachbellen. So kam er denn endlich bis an jene Herberge, wo der arge Wirth seine Brüder um das ihrige betrogen hatte und jetzt herrlich und in Freuden lebte, aber dennoch immer ein Gelüst hatte, sich vom Gut der Reisenden etwas anzueignen. Beim Schlafengehen gab der Drechsler dem Wirth den Sack in Verwahrung und warnte ihn, er möge ja nicht zu diesem Säcklein sagen: „Knüppel, aus dem Sack!" denn damit habe es eine besondere Bewandniß, und könne Einer, wenn er das sage, wol etwas davontragen. Jedoch dem Wirth gefiel sein Tischlein und sein Eselein zu wol, als daß er nicht noch ein drittes wunderthuendes Gegenständlein hätte heimlich wegfangen mögen; er konnte kaum die Zeit erwarten, bis der Gast sich zur Ruhe ge-

legt hatte, um zu sprechen: „Knüppel, aus dem Sack!" und im Nu fuhr der Knüppel heraus und wirbelte wie ein Trommelschläger auf des Wirthes Rücken, prügelte fort und fort und prügelte den Wirth dermaßen braun und blau, daß dieser ein jämmerliches Geschrei erhob und heulend den Drechslergesellen munter rief. Dieser sagte: „Wirth, das geschieht Dir recht! Ich warnte Dich ja. Du hast meinen Brüdern das Tischlein decke dich und das Eselein strecke dich gestohlen." Der Wirth kreischte: „Ach, helft mir nur um Gotteswillen! Ich werde umgebracht! (Denn der Knüppel arbeitete noch immer rastlos auf des Wirthes Rücken.) Ich will Alles wieder herausgeben, das Tischlein und das Eselein! Ach, ich falle um und bin todt!"

Jetzt gebot der Geselle: „Knüppel, in den Sack!" und da kroch das Prügelein im Nu wieder in den Sack. Und der Wirth war nur froh, daß er sein Leben davongebracht und gab willig das Tischlein und das Eselein wieder heraus. Da packte der Drechsler seinen Kram zusammen, lud sein Bündel und sich selbst auf den Esel und trabte dem Heimathstädtlein zu. Da war keine geringe Freude bei den Brüdern, als sie die überaus werthvollen Geschenke und Andenken wieder gewonnen sahen, die jetzt noch so herrlich ihre Wunder thaten, wie ehemals, — wieder gewonnen durch den, den sie immer den Dummen gescholten hatten, und der doch klüger war, wie sie. Und die Brüder blieben zusammen bei den Eltern und brauchten nicht mehr zu arbeiten, um vom Verdienst das tägliche Brod zu schaffen; denn sie hatten von nun an von Allem, was das menschliche Leben bedarf, die Hülle und Fülle.

Der kleine Däumling.

War einmal ein armer Korbmacher, der hatte mit seiner Frau sieben Jungen, da war immer einer kleiner als der andere, und der jüngste war bei seiner Geburt nicht viel über Fingers Länge, daher nannte man ihn Däumling. Zwar ist er hernach noch in etwas gewachsen, doch nicht gar zu sehr, und den Namen Däumling hat er behalten. Doch war es ein gar kluger und pfiffiger kleiner Knirps, der an Gewandheit und Schlauheit seine Brüder in den Sack steckte.

Den Eltern ging es erst gar übel, denn Korbmachen und Strohflechten ist keine so nahrhafte Profession, wie Semmelbacken und Kälberschlachten, und als vollends eine theure Zeit kam, wurde dem Korbmacher und seiner Frau himmelangst, wie sie ihre sieben Würmer satt machen sollten, die alle mit äußerst gutem Appetit gesegnet waren. Da berathschlagten eines Abends, als die Kinder zu Bette waren, die beiden Eltern mit einander, was sie anfangen wollten, und wurden Rathes, die Kinder mit in den Wald zu nehmen, wo die Weiden wachsen, aus denen man Körbe flicht, und sie heimlich zu verlassen. Das Alles hörte der Däumling an, der nicht schlief, wie seine Brüder, und schrieb sich der Eltern übeln Rathschlag hinter die Ohren; simulirte auch die ganze Nacht, da er vor Sorge doch keine Auge zuthun konnte, wie er es machen sollte, sich und seinen Brüdern zu helfen.

Früh Morgens lief der Däumling an den Bach, suchte die kleinen Taschen voll weiße Kiesel und ging wieder heim. Seinen Brüdern sagte

er von dem, was er erhorcht hatte, kein Sterbenswörtchen. Nun machten sich die Eltern auf in den Wald, hießen die Kinder folgen, und der Däumling ließ ein Kieselsteinchen nach dem andern auf den Weg fallen: das sah Niemand, weil er als der Jüngste, Kleinste und Schwächste stets hintennach trottelte. Das wußten die Alten schon nicht anders.

Im Wald machten sich die Alten unbemerkt von den Kindern fort, und auf einmal waren sie weg. Als das die Kinder merkten, erhoben sie allzumal, Däumling ausgenommen, ein Zetergeschrei. Däumling lachte und sprach zu seinen Brüdern: „Heult und schreit nicht so jämmerlich! Wollen den Weg schon allein finden.“ Und nun ging Däumling voran und nicht hinterdrein, und richtete sich genau nach den weißen Kieselsteinchen, fand auch den Weg ohne alle Mühe.

Als die Eltern heim kamen, bescheerte ihnen Gott Geld in's Haus; eine alte Schuld, auf die sie nicht mehr gehofft hatten, wurde von einem Nachbar an sie abbezahlt, und nun wurden Eßwaaren gekauft, daß sich der Tisch bog. Aber nun kam auch die Reue, daß die Kinder verstoßen worden waren, und die Frau begann erbärmlich zu lamentiren: „Ach, du lieber, allerliebster Gott! Wenn wir doch die Kinder nicht im Wald gelassen hätten! Ach, jetzt könnten sie sich dicksatt essen, und so haben die Wölfe sie vielleicht schon im Magen! Ach, wären nur unsere liebsten Kinder da!“ — „Mutter, da sind wir ja!“ sprach ganz ruhig der kleine Däumling, der bereits mit seinen Brüdern vor der Thüre angelangt war und das Wehklagen gehört hatte; öffnete die Thüre, und herein trippelten die kleinen Korbmacher — eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben. Ihren guten Appetit hatten sie wieder mitgebracht, und daß der Tisch so reichlich gedeckt war, war ihnen ein gefundenes Essen. Die Herrlichkeit war groß, daß die Kinder wieder da waren, und es wurde, so lange das Geld reichte, in Freuden gelebt.

Nicht gar lange währte es, so war in des Korbmachers Hütte Schmalhans wieder Küchenmeister, und ein Kellermeister mangelte ohnedem, und es erwachte auf's Neue der Vorsatz, die Kinder im Walde ihrem Schicksal zu überlassen. Da der Plan wieder als lautes Abendgespräch zwischen Vater und Mutter verhandelt wurde, so hörte auch der kleine Däumling Alles, das ganze Gespräch, Wort für Wort, und nahm sich's zu Herzen.

Am andern Morgen wollte Däumling aus dem Häuschen schlüpfen, Kieselsteine aufzulesen: aber o weh, da war's verriegelt, und Däumling war viel zu klein, als daß er den Riegel hätte erreichen können, da gedachte er sich anders zu helfen. Wie es fort ging zum Walde, steckte Däumling Brot ein und streute davon Krümchen auf den Weg, meinte, ihn dadurch wieder zu finden.

Alles begab sich wie das erste Mal, nur mit dem Unterschied, daß Däumling den Heimweg nicht fand, dieweil die Vögel alle Krümchen rein

aufgefressen hatten. Nun war guter Rath theuer, und die Brüder machten ein Geheul in dem Walde, daß es zum Steinerbarmen war. Dabei tappten sie durch den Wald, bis es ganz finster wurde, und fürchteten sich über die Maßen, bis auf Däumling, der schrie nicht und fürchtete sich nicht. Unter dem schirmenden Laubdach eines Baumes auf weichem Moos schliefen die sieben Brüder, und als es Tag war, stieg Däumling auf einen Baum, die Gegend zu erkunden. Erst sah er nichts als eitel Waldbäume, dann aber entdeckte er das Dach eines kleinen Häuschens, merkte sich die Richtung, rutschte vom Baume herab und ging seinen Brüdern tapfer voran. Nach manchem Kampf mit Dickicht, Dornen und Disteln sahen alle das Häuschen durch die Büsche blicken und schritten guten Muthes darauf los, klopften auch ganz bescheidentlich an der Thüre an. Da trat eine Frau heraus, und Däumling bat gar schön, sie doch einzulassen, sie hätten sich verirrt und wüßten nicht wohin. Die Frau sagte: „Ach, ihr armen Kinder!“ und ließ den Däumling mit seinen Brüdern eintreten, sagte ihnen aber auch gleich, daß sie im Hause des Menschenfressers wären, der besonders gern die kleinen Kinder fräße. Das war eine schöne Zuversicht! Die Kinder zitterten wie Espenlaub, als sie dieses hörten, hätten lieber selbst zu essen gehabt, und sollten nun statt dessen gegessen werden. Doch die Frau war gut und mitleidig, verbarg die Kinder und gab ihnen auch etwas zu essen. Bald darauf hörte man Tritte, und es klopfte stark an der Thüre; das war kein Anderer, als der heimkehrende Menschenfresser. Dieser setzte sich an den Tisch zur Mahlzeit, ließ Wein auftragen und schnüffelte, als wenn er etwas röche; dann rief er seiner Frau zu: „Ich wittere Menschenfleisch!“ Die Frau wollte es ihm ausreden, aber er ging seinem Geruch nach und fand die Kinder. Die waren ganz hin vor Entsetzen. Schon wetzte er sein langes Messer, die Kinder zu schlachten, und nur allmälig gab er den Bitten seiner Frau nach, sie noch ein wenig am Leben zu lassen und aufzufüttern, weil sie doch gar zu dürr seien, besonders der kleine Däumling. So ließ der böse Mann und Kinderfresser sich endlich beschwichtigen. Die Kinder wurden zu Bette gebracht und zwar in derselben Kammer, wo ebenfalls in einem großen Bette des Menschenfressers sieben Töchterlein schliefen, die so alt waren, wie die sieben Brüder. Sie waren von Angesicht sehr häßlich, jede hatte aber ein goldenes Krönlein auf dem Haupte. Das Alles war der Däumling gewahr geworden, machte sich ganz still aus dem Bette, nahm seine und seiner Brüder Nachtmützen, setzte diese des Menschenfressers Töchtern auf und deren Krönlein sich und seinen Brüdern.

Der Menschenfresser trank vielen Wein, und da kam ihm seine böse Lust wieder an, die Kinder zu morden, nahm sein Messer und schlich sich in die Schlafkammer, wo sie schliefen, Willens, ihnen die Hälse abzuschneiden. Es war aber stockdunkel in der Kammer, und der Menschenfresser tappte

blind umher, bis er an ein Bett stieß, und fühlte nach den Köpfen der darin Schlafenden. Da fühlte er die Krönchen und sprach: „Halt da! Das sind deine Töchter. Bald hättest du betrunkenes Schaf einen Eselsstreich gemacht!"

Nun tappelte er nach dem andern Bette, fühlte da die Nachtmützen und schnitt seinen sieben Töchtern die Hälse ab, einer nach der andern; dann legte er sich nieder und schlief seinen Rausch aus. Wie der Däumling ihn schnarchen hörte, weckte er seine Brüder, schlich sich mit ihnen aus dem Hause und suchte das Weite. Aber wie sehr sie auch eilten, so wußten sie doch weder Weg und Steg und liefen in der Irre herum voll Angst und Sorge, nach wie vor.

Als der Morgen kam, erwachte der Menschenfresser und sprach zu seiner Frau: „Geh' und richte die Krabben zu, die gestrigen!" Sie meinte, sie sollte die Kinder nun wecken, und ging voll Angst um sie hinauf in die Kammer. Welch ein Schrecken für die Frau, als sie nun sah, was geschehen war; sie fiel gleich in Ohnmacht über diesen schrecklichen Anblick, den sie hatte. Als sie nun dem Manne zu lange blieb, ging er selbst hinauf, und da sah er, was er angerichtet. Seine Wuth in die er gerieth, ist nicht zu beschreiben. Jetzt zog er die Siebenmeilenstiefel an, die er hatte; das waren Stiefel, wenn man damit sieben Schritte that, so war man eine Meile gegangen, das war nichts Kleines. Nicht lange, so sahen die sieben Brüder ihn von weitem über Berg und Thäler schreiten und waren sehr in Sorgen, doch Däumling versteckte sich mit ihnen in die Höhlung eines großen Felsens. Als der Menschenfresser an diesen Felsen kam, setzte er sich darauf, um ein wenig zu ruhen, weil er müde geworden war, und bald schlief er ein und schnarchte, daß es war, als brause ein Sturmwind. Wie der Menschenfresser so schlief und schnarchte, schlich sich Däumling hervor, wie ein Mäuschen aus seinem Loch, und zog ihm die Meilenstiefel aus und zog sie selber an. Zum Glück hatten diese Stiefel die Eigenschaft, an jedem Fuß zu passen, wie angemessen und angegossen. Nun nahm er an jede Hand einen seiner Brüder, diese faßten wieder einander an den Händen, und so ging es, hast du nicht gesehen, mit Siebenmeilenstiefelschritten nach Hause. Da waren sie alle willkommen. Däumling empfahl seinen Eltern, ein sorglich Auge auf die Brüder zu haben, er wolle nun mit Hülfe der Stiefel schon selbst für sein Fortkommen sorgen, und als er das kaum gesagt, so that er einen Schritt, und er war schon weit fort, noch einen, und er stand über eine halbe Stunde auf einem Berge; noch einen, und er war den Eltern und Brüdern aus den Augen.

Nach der Hand hat der Däumling mit seinen Stiefeln sein Glück gemacht und viele große und weite Reisen, hat vielen Herren gedient, und wenn es ihm wo nicht gefallen hat, ist er spornstreichs weiter gegangen. Kein Verfolger zu Fuß noch zu Pferd konnte ihn einholen, und seine Abenteuer, die er mit Hülfe seiner Stiefel bestand, sind nicht zu beschreiben.

Frau Holle.

Eine Wittwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit thun, und der Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich täglich hinaus auf die große Straße bei einem Brunnen setzen, und so viel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da bückte es sich damit in den Brunnen, und wollte sie abwaschen; sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Es weinte, lief zur Stiefmutter, und erzählte ihr das Unglück; sie schalt es heftig, und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „Hast Du die Spule hinunterfallen lassen, so hol' sie wieder herauf."

Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück, und wußte nicht, was es anfangen sollte, und sprang in seiner Angst in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese, da schien die Sonne, da waren viel Tausend Blumen. Auf der Wiese ging es fort, und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach zieh' mich 'raus, sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken."

Da trat es fleißig herzu und holte Alles heraus. Darnach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Aepfel, und rief ihm zu: „Ach, schüttel' mich, schüttel' mich, wir Aepfel sind alle mit einander reif!"

Da schüttelte es den Baum, daß die Aepfel fielen, als regneten sie, so lange, bis keiner mehr oben war, und dann ging es wieder weiter. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau, weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst, und es wollte fortlaufen. Die Alte aber rief ihm nach: „Fürchte Dich nicht, bleib' bei mir, wenn Du alle Arbeit im Hause ordentlich thun willst, so soll Dir's gut gehen; nur mußt Du Acht geben, daß Du mein Bett gut machst und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; ich bin die Frau Holle."

Weil die Alte so gut zusprach, willigte das Mädchen ein, und begab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch alle ihr obliegenden Geschäfte nach der Zufriedenheit der Frau Holle, und schüttelte ihr das Bett gewaltig; dafür hatte es auch ein gutes Leben bei ihr, kein böses Wort, und alle Tage Gesottenes und Gebratenes.

Nun war es ein Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig in seinem Herzen: und ob es hier gleich viel tausendmal besser war als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Haus gekriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier geht, so kann ich doch nicht länger bleiben." — Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daß Du wieder nach Hause verlangst, und weil Du mir so treu gedient hast, so will ich Dich selbst wieder hinauf bringen."

Sie nahm es bei der Hand, und führte es vor ein großes Thor. Das Thor ward aufgethan, und wie das Mädchen gerade darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hangen, so daß es über und über davon bedeckt war.

„Das sollst Du haben, weil Du fleißig gewesen bist," — sprach die Frau Holle, und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Thor verschlossen, und das Mädchen befand sich mitten auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus, und als es auf den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kikeriki,
unsere goldene Jungfrau ist wieder hie."

Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es gut aufgenommen.

Als die Mutter hörte, wie es zu dem Reichthum gekommen war, wollte sie der andern, häßlichen Tochter gerne dasselbe Glück verschaffen. Sie mußte sich auch an den Brunnen setzen und spinnen, und damit ihre Spule blutig ward, stach sie sich in den Finger und zerstieß sich die Hand an der Dornhecke. Nachdem dies geschehen war, warf sie die Spule in den Brunnen, und sprang dann selber hinein. Sie kam, wie die andere, auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Back-

ofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach zieh' mich 'raus, sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken!"

Die Faule aber antwortete: „Da hätt' ich Lust mich schmutzig zu machen!" — und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach schüttel' mich, schüttel' mich, wir Aepfel sind alle mit einander reif!"

Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen!" — und ging damit weiter.

Als sie vor das Haus der Frau Holle kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tage that sie sich Gewalt an, war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tage aber fing sie schon an zu faullenzen, am dritten noch mehr, da wollte sie des Morgens gar nicht mehr aufstehen; sie machte auch der Frau Holle das Bett schlecht und schüttelte es nicht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müde und sagte der Faulen den Dienst auf. Die war es wol zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen; die Frau Holle führte sie auch zu dem Thor, als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein großer Kessel mit Pech ausgeschüttet.

„Das ist zur Belohnung Deiner Dienste," — sagte die Frau Holle, und schloß das Thor zu. — Da kam die Faule heim, ganz mit Pech bedeckt; der Hahn aber auf dem Brunnen, als er sie sah, rief:

„Kikeriki,
unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie."

Das Pech aber wollte, so lange sie lebte, nicht abgehen und blieb an ihr hangen.

Der Rattenfänger von Hameln.

Vor vielen hundert Jahren vermehrten sich in der Stadt Hameln die Ratten und Mäuse so sehr, daß die Hunde und Katzen nicht im Stande waren, sie alle zu vertilgen. Sie fielen zwar mit Mordlust darüber her und bissen sie zu Tausenden todt; auch bewaffneten sich die Einwohner mit Stöcken und knüppelten unaufhörlich darauf los, aber je mehr sie von den grauen Gesellen erschlugen, desto mehr wurden ihrer; da verloren die Katzen und Hunde, welche sich längst die Zähne stumpf gebissen hatten, den Muth, die Leute warfen die Stöcke weg und ließen den Langschwänzen das Feld.

Nun hätte aber Einer sehen sollen, welch ein Gekrabbel in Hameln entstand; vom Keller bis zum Speicher waren alle Räume voll, ja, sie schnurrten in ganzen Schaaren über die Dächer und machten sich in den Straßen so breit, daß die Leute von Hameln nicht mehr wußten, ob sie oder die Ratten das Regiment führten. Es war in der That ganz schrecklich, in Hameln zu leben. Wenn die Hausfrau Butter aus dem Topfe nehmen wollte, sprangen ihr ein paar häßliche Ratten entgegen; in den Gemüsetonnen weideten sie zu Dutzenden; Kartoffeln, Rüben, Kohl und Alles, was gegessen werden konnte, verschwand im Handumdrehen. Wenn die Hausbewohner zu Tische saßen, kletterten ihnen die Ratten an den Kleidern herauf, sprangen in die Schüsseln und

fraßen weg, was sie fanden. Zuletzt ging es so weit, daß sich Niemand zum Schlafe niederlegen konnte, oder er war in Gefahr, angefressen zu werden.

Da liefen die Leute heulend und jammernd auf das Rathhaus und verlangten, daß die Behörden sie von der furchtbaren Plage befreie. Die Rathsherren aber saßen selber in der größten Noth und mußten ein paar Stadtsoldaten im Saale aufstellen, welche mit blanken Säbeln in die Ratten hineinhieben. Endlich kamen sie auf einen guten Gedanken und ließen bekannt machen, daß sie Demjenigen, der sie von den Ratten und Mäusen befreie, eine große Belohnung an Geld und Gut geben wollten.

Nach einiger Zeit meldete sich auf dem Rathhause ein Fremdling, der gar sonderbar gekleidet war. Die Füße steckten in Schnürschuhen, die Beinkleider lagen enge an. Das kurze Röcklein mit dem darüber liegenden Kragen war in der Mitte umgürtet; an seiner Seite hing ein Bündel; auf dem Kopfe trug er ein schlappiges Käpplein mit einer kecken Feder, und in den Händen trug er eine Klarinette.

„Ihr hochweisen Herren," redete er die Rathsherren an, „ich bin aus einem fernen Lande hierher gekommen, um das Ungeziefer zu vertreiben. Wenn Ihr mir gebt, was Ihr versprochen habt, so soll keine Maus und keine Ratte in Hameln bleiben."

Die Herren vom Rathe reichten ihm die Hand und sagten ihm in ihrer Noth noch mehr zu, als sie in dem Aufrufe gelobt hatten. Da machte der Fremde ein fröhliches Gesicht, stellte sich auf die hohe Rathhaustreppe und pfiff eine gar seltsame Weise auf seiner Klarinette. Der erste Ton war kaum heraus, als sich die sämmtlichen Ratten und Mäuse, welche im Rathhause waren, aus Thüren und Fenstern herausstürzten und sich um ihn schaarten. Der Rattenfänger setzte sich nun pfeifend in Marsch und durchzog alle Straßen. Die Zahl der Langschwänze, welche hinter ihm herlief, wurde immer größer, und es war kein Haus in Hameln, in dem sich noch eine Maus oder Ratte befand. Pfeifend zog er vor die Stadt, dort wandte er sich um und schaute lachend in die graue, wimmelnde Schaar, die sich mit einander balgte, um ihm nahe zu sein. Dann aber setzte er seine Klarinette wieder an den Mund und pfiff eine noch seltsamere Weise. Immer voranschreitend kam er bis dicht an das Ufer der Weser. Ohne sich zu bedenken schritt er, immerfort pfeifend, in den Strom, und die Ratten und Mäuse folgten ihm, wie von einem tollen Zauber ergriffen.

Das Wasser trug ihn wie einen Gummiball, wie weit er auch auf demselben hin und her schreiten mochte. Die Ratten und die Mäuse aber versanken in der Fluth, kein Schwanz wurde mehr gesehen. Da nahm er seine Klarinette unter den Arm und ging an's Ufer, wo die Leute von Hameln zu Tausenden standen und ihm dankbar die Hände entgegenstreckten. Sie feierten ihn mit Tänzen und Banketten und nannten ihn ihren Retter

aus aller Noth. Als er aber seine Belohnung forderte, sagten die Rathsherren, er solle über ein Jahr und einen Tag wiederkommen, dann solle er Alles haben, was sie ihm versprochen.

Der Rattenfänger zog seines Weges, und die Hameler erfreuten sich fortan der Ruhe. Als das Jahr und der Tag vorüber waren, kam er zurück und forderte noch einmal seinen Lohn. Der Magistrat hielt ihn Anfangs mit allerlei leeren Ausflüchten zurück, und zuletzt verweigerte er ihm sogar das verheißene Geld und Gut. Da wurde der Rattenfänger zornig und drohte mit schwerer Rache. Die Rathsherren aber verlachten ihn und meinten, es fehle ihm die Macht dazu.

Als der Rattenfänger sah, daß er auf gütlichem Wege nicht zu seinem Rechte kommen konnte, stellte er sich auf den Markt und rief: „Jetzt will ich Euch ein Stücklein pfeifen, was Ihr zeitlebens nicht vergessen sollt."

Er setzte seine Klarinette an den Mund und begann eine gar eigenthümliche Weise zu blasen. Sobald die seltsamen Töne erklangen, liefen aus allen Häusern die Kinder herbei, hoben die Füßchen zum Tanze und hüpften hinter ihm her; es waren kleine und große, solche, welche allein liefen, und solche, welche noch an der Hand geführt werden mußten. Sie folgten ihm mit lautem Jubelgeschrei bis an den Kuppelberg. Der that sich aus einander, und der Mann und die Kinder gingen hinein. Sobald sie alle darin waren, schloß sich der Kuppelberg wieder. Nur ein einziges Kind, welches nicht so schnell nachkommen konnte, blieb verschont und erzählte in Hameln, welches Unglück sich zugetragen. Der Rattenfänger aber führte die Kinder durch die Erde bis nach Siebenbürgen, wo sie sich allesammt niederließen. Die Einwohner von Hameln hätten nun gerne die versprochene Belohnung gegeben, aber es war zu spät.

DER GESTIEFELTE KATER.

Die sieben Schwäne.

In einem Lande war ein junger Rittersmann, der war reich und schön, und hatte eine prächtige Burg. Zu einer Zeit ritt er mit seinen Hunden in den Wald, um zu jagen, da sah er eine Hindin (Hirschkuh), die war weißer als der Schnee, und floh vor ihm auf und davon in das Gebirge, zwischen die wilden hohen Gesträuche. Der Rittersmann aber folgte ihr gar eilig nach und kam zuletzt in ein wildes, finsteres Thal, da verlor er durch die Hunde die Hindin aus dem Gesicht, ritt hin und her und rief die Hunde wieder zusammen. Darüber kam er an einen Fluß, an dem sah er eine schöne Jungfrau stehen, die wusch sich und trug in der Hand eine goldene Kette. Und da ihm diese Jungfrau sehr wol gefiel, so stieg er sachte vom Roß, schlich sich ihr unversehens nah und nahm ihr die goldene Kette aus der Hand. In dieser Kette aber war sonderliche Kraft und Planetenzauber, und die Jungfrau war ein Wünschelweiblein, und so schön, daß er ob ihrer Schönheit die Hindin sammt seinen Hunden vergaß, und gedachte die Jungfrau heimzuführen als seine Gemahlin. Und also that er auch und führte sie heim auf seine Burg.

Nun hatte der junge Rittersmann noch eine Mutter, der kam die Frau ungelegen, denn sie hatte bisher das Regiment ganz allein geführt, und besorgte sich nun, daß sie Gewalt und Ansehen auf dem Schloß ver-

lieren werde. Und wurde der Frau gram und haßte sie, und ermahnte oft ihren Sohn, jene nicht allzu lieb zu haben, und hätte gar zu gern Unfrieden und Zwietracht zwischen Beiden angestiftet. Aber sie konnte das nicht zu Wege bringen, denn ihr Sohn wollte ihre Worte nicht hören und war dann jedesmal ungehalten auf sie. Als sie nun das wahrnahm, da stellte sie sich in allem willfährig und dienstgefällig gegen ihren Sohn und gegen die junge Frau, aber es kam bei ihr alles aus einem falschen Herzen, darin sie zumal eine grausame Bosheit erdacht hatte gegen die junge Frau, obschon sie diese äußerlich gar sehr zu ehren schien. Darüber kam die Zeit, daß die junge Frau in das Kindbett kam, und genas von sechs Söhnen und einer Tochter, die trugen alle goldene Ringe um ihre Hälse. Sofort kam das alte böse Weib, die Mutter des jungen Herrn, und bewies nun ihre niederträchtige Bosheit, die sie in ihrem falschen Herzen ausgesonnen hatte, und nahm die sieben Kinderchen, während die Mutter schlief, trug sie hinweg und legte sieben junge Hündlein, die in derselben Nacht geworfen waren, an deren Stelle. Nun hatte dieses falsche und ungetreue Weib einen vertrauten Knecht, dem überantwortete sie die sieben Kinder, und verpflichtete ihn bei Treu und Eid, daß er sie in den wilden Wald tragen, sie tödten und begraben sollte in der Erde, oder sie im Wasser ertränken. Das gelobte der Knecht zu thun, trug die Kindlein in den Wald, legte sie unter einen Baum und bereitete sich, sie zu erwürgen. Da kam ihm aber ein Grauen an vor dem Mord, und er schauderte zurück vor solch ungeheurer That, und ließ die Kindlein leben, ging und sagte der Frau, daß er ihr Gebot vollbracht habe.

Aber der Schöpfer aller Wesen, der alle Dinge zum Besten lenkt, erbarmte sich der Kindlein und sandte ihnen einen Nähr-Vater; das war ein alter, weiser Meister, der in dem Walde wohnte, Weisheit zu pflegen, der nahm die Kindlein in seine Klause und nährte sie mit der Milch der Hirschkühe, die zu ihm zu kommen gewohnt waren, sieben Jahre lang.

Als jenes böse Weib die Kinder weggebracht hatte von der Mutter, führte sie ihren Sohn zu der jungen Frau, zeigte ihm die Hündlein und sprach: „Siehe, Sohn, die Kinder, die Deine Frau Dir geboren, es sind junge Hunde.“ Das that sie ihrem Sohn aus Rache an, weil er die junge Frau so lieb hatte; als er das sah, glaubte er seiner Mutter, und warf einen Haß auf die junge Frau, die er vorher so lieb gehabt, wollte auch kein Wort der Entschuldigung hören, sondern er ließ sie auf dem Hofe vor dem Palais seiner Burg in die Erde eingraben bis an die Brust, und über ihr Haupt ließ er ein Waschbecken mit Wasser setzen, und gebot allem seinem Gesinde, sich über ihrem Haupt zu waschen und ihre Hände an ihrem schönen Haar zu trocknen. Auch sollte sie keine andere Nahrung bekommen, wie die Hunde.

Und so mußte das arme unglückliche Weib stehen bleiben in der

Grube in Nöthen und Aengsten sieben ganzer Jahre, und durfte sich ihrer keine Seele erbarmen. Darüber verzehrte sich ihr schöner Leib, ihre Kleider vermoderten, und es blieb nur die Haut über ihren Gebeinen.

Indessen lernten die jungen Kinder im Walde Wild und Vögel schießen, und sich von deren Fleisch nähren, und da geschah es, daß der Ritter, ihr Vater, wieder einmal jagen ritt in dem Walde. Da ward er der Kinder gewahr, die in dem Holze spielend hin und her liefen, und hatten alle güldene Kettlein am Halse. Und sein Herz ward von Neigung zu den Kindern bewegt; er hätte gern eines oder das andere ergriffen, aber sie ließen sich nicht fangen, sondern verschwanden in dem Walde. Daheim erzählte er seiner Mutter und anderen Herren und Freunden, daß er im Walde kleine Kinder gesehen mit Goldkettchen an den Hälsen. Darüber erschrak seine Mutter innerlich, nahm den Knecht vor und fragte ihn: „Hast Du damals die Kinder getödtet, oder hast Du sie leben lassen?“ — Da bekannte der Knecht, daß er sie nicht mit eigener Hand zu tödten vermocht habe, doch habe er sie unter einen Baum gelegt, und da wären sie gewiß bald gestorben. Hierauf gebot sie dem Knecht, schleunigst in den Wald zu reiten, die Kinder zu suchen, die mit nichten gestorben seien, und ihnen die goldenen Ketten zu nehmen, sonst würden sie Beide zu Schanden werden. Der Knecht gehorchte voll Angst, suchte drei Tage die Kinder im Walde und fand sie nicht; erst am vierten Tage fand er sie, sie hatten die Kettchen abgelegt und waren nun in Schwäne verwandelt und spielten auf dem Wasser. Aber das Mädchen hatte noch seine menschliche Gestalt und sah den Schwänen zu, wie sie auf dem Wasser spielten. Da ging der Knecht heimlich hinzu und nahm die sechs goldenen Kettchen weg; aber das Mädchen entlief ihm, daß er es nicht erreichen konnte.

Wie der Knecht die Ketten der Alten darbrachte, sandte sie zum Goldschmied und hieß ihn von denselben einen Becher machen. Als der Goldschmied nun von denselben einen Becher gießen wollte, fand er, daß das Gold also edel und rein war, daß es weder mit dem Hammer verarbeitet, noch im Feuer fließend gemacht werden konnte, bis auf ein Kettchen, das zerschlug er und machte einen Ring davon; die anderen wog er auf seiner Wage, legte sie beiseit und gab dafür an Gewicht so viel anderes Gold und machte einen Becher davon, den gab er der Frau und auch den Ring, die schloß Beides fest in ihren Kasten.

Jene Söhne aber, die nun ihre menschliche Gestalt nicht wieder erlangen konnten, wurden betrübt und sangen mit süßer, kläglicher Stimme wehmuthvollen Gesang, der klang wie Weinen kleiner Kinder. Zuletzt erhoben sie sich auf ihrem Gefieder hoch empor, zu sehen, wo sie sich hinwenden möchten? Da gewahrten sie einen großen, spiegelklaren See, auf dem ließen sie sich nieder. Der See aber umschloß einen hohen Berg, an dem hing ein großer Felsen, und auf diesem lag eine schöne Burg. Der

Felsen war also steil, und das Wasser stand so dicht am Berge, daß außer einem ganz schmalen Steig keinerlei Zugang zur Burg war. Und das war gerade die Burg des jungen Ritters, welcher der Vater jener Kinder war, und die Fenster des Speisesaals der Burg standen nach dem Wasser gekehrt, so daß der Herr bald der Schwäne gewahr ward, und wunderte sich, denn er hatte so schöne Vögel noch niemals gesehen. Darum warf er ihnen Brod und andere Speisen hinunter, und gebot allem seinem Gesinde, daß sie Niemand solle verjagen oder vertreiben, sondern sie sollten allezeit Brod hinunter werfen, so lange, daß die Schwäne sich dort beständig heimisch hielten. Diesem Gebot ward fleißig nachgelebt, und die Schwäne gewöhnten sich daheim und wurden so zahm, daß sie stets zur Essenszeit kamen und ihr Futter empfingen.

Das arme verlassene Mädchen aber, ihre Schwester, hatte nun zwar ihre menschliche Gestalt behalten, war aber hülflos und ging betteln hinauf auf die Burg ihres Vaters. Da gab man ihr den Abfall vom Tische, und sie theilte diesen mit der armen Frau in der Grube, denn so oft sie diese sah, mußte sie bitterlich weinen. Doch kannte eines das andere nicht. Auch brachte das Mägdlein noch einige übrig gebliebene Brosamen herunter unter die Burg an das Wasser und gab die den Schwänen, ihren Brüdern. Allezeit, wenn sie nahte, so kamen die Schwäne herbei, flitternd und flatternd und kitternd, und aßen ihre Speise aus der Schürze des Mägdleins. Das kos'te sie freundlich und nahm sie oft in ihre Arme, und ging dann stets gegen Abend wieder auf die Burg, und schlief vor der Frau, die in der Erde stand, ohne daß sie wußte, daß dieselbe ihre Mutter war.

Alle Bewohner der Burg sahen das Alles mit großer Verwunderung, und daß sie immer weinte, wenn sie bei der Frau stand, und auch, daß sie dieser gar ähnlich sah. Und da ward auch des Ritters Herz bewegt, daß er das Mägdlein näher betrachtete, und sah die Aehnlichkeit mit seiner Frau, und sah auch an ihrem Halse das goldene Kettlein. Und ließ das Dirnlein vor sich treten und fragte es: „Mein liebes Kind, sage mir, von wannen bist Du und von wannen kommst Du her? Wer sind Deine Eltern, und wie hast Du die Schwäne so gezähmt, daß sie aus Deinem Schooße essen?"

Da erseufzte das arme Kind aus tiefstem Herzensgrund und sprach: „Lieber Herr! Die Eltern, die ich hatte, habe ich nicht gekannt. Ich weiß auch nicht, ob ich sie gesehen habe! Wenn Du aber nach den Schwänen fragst, das sind meine Brüder, die mit mir ernährt wurden von der Milch der Hindinnen im Walde. Zu einer Zeit geschah es, daß meine Brüder ihre goldenen Ketten ablegten, weil sie baden wollten, da wurden sie in Schwäne verwandelt; und weil die Ketten geraubt wurden, konnten sie die Menschengestalt nicht wieder erlangen und mußten Schwäne bleiben."

Diese Rede vernahmen das falsche, untreue Weib und der Knecht, ihr

Helfershelfer, und erschraken heftig und wurden beide bleich im Bewußtsein ihrer Schuld. Der Ritter nahm das wahr, und dachte darüber nach, indem er von der Burg herab spazieren ging. Die Alte aber hetzte den Knecht auf, er sollte das Mägdlein tödten. Und er nahm ein blankes Schwert und folgte dem Mägdlein, als es nach seiner Gewohnheit herabging zu den Schwänen. Allein der Herr gewahrte seiner, trat herzu, und wie der Knecht die Missethat begehen wollte, schlug er ihm das Schwert aus der Hand. Da fiel der Knecht auf seine Knie nieder und bekannte dem Herrn Alles. Darauf trat der Ritter zu seiner Mutter und zwang sie mit Drohungen zum Geständniß; dann schloß sie ihren Kasten auf und gab dem Sohn jenen Becher, der von den Kettchen der Kinder gefertigt sein sollte. Sogleich sandte der Ritter nach dem Goldschmied und fragte ihn ernstlich wegen des Bechers. Da sich dieser nun auch der Strafe besorgte, so bekannte er die Wahrheit, daß er die Ketten noch ganz habe, bis auf eine, aus der er einen Ring gefertigt. Der Ritter hieß ihm die Ketten bringen, und gab sie der Jungfrau; die legte sie den Schwänen, jeglichem eine, um den Hals. Da erhielten sie alle die menschliche Gestalt wieder, bis auf Einen, der mußte ein Schwan bleiben. Von diesem Schwan findet man in manchem Buche viel sonderliche Abenteuer beschrieben. Nun ließ der Ritter gar eilig die arme Frau aus der Erde nehmen, ließ sie mit edler Spezerei und kostbaren Würzen wieder erquicken, daß sie wieder ein schönes Weib wurde. Seine falsche Mutter ließ er in das nämliche Loch setzen, darin seine unschuldige Frau sieben lange Jahre geschmachtet und und gelitten hatte durch jene Bosheit. So geschah ihr nach dem alten Spruch: In die Grube fällt, wer Anderen sie gegraben.

Die Heinzelmännchen.

Das war eine glückliche Zeit, als die Heinzelmännchen noch ihr Wesen in der Stadt Köln trieben. Die kleinen Schelme waren kaum größer als der Daumen an der Hand eines Erwachsenen, und doch waren sie zu allen Arbeiten so außerordentlich geschickt, daß sie die besten Handwerksmeister übertrafen. Dabei waren sie liebreich und gut geartet und hatten ihre Freude daran, den Menschen Gutes zu thun.

Wo sie einen braven Bürger wußten, besonders einen solchen, der trotz seines Fleißes auf keinen grünen Zweig kommen konnte, da hielten sie gleich ihren Einzug. Kein menschliches Auge sah sie, denn am Tage hielten sie sich in Mauerritzen, unter dem Fußboden, in geschlossenen Schränken, auch wol im Keller und über dem Hahnbalken, dicht unter dem Dache, auf.

In ihrer Freude über das Gute, welches sie anrichten wollten, kicherten sie zuweilen leise in sich hinein, und wenn dann gerade ein Mensch in der Nähe war, so lief er in Aengsten von dannen und schwur Stein und Bein, es spuke im Hause.

Zur Nachtzeit, wenn alle Leute schliefen, kamen sie aus ihren Winkeln hervor, schauten sich possierlich nach allen Seiten um, ob sie auch belauscht würden, und huschten dann in die Werkstätte. Dort begannen sie mit den kleinen Fingerchen die Arbeit, und Jeder von ihnen schaffte dann für zwei Große.

Lag so ein fauler Gesell auf der Ofenbank und schlief, während ihn der Meister an der Arbeit glaubte, so schnitten sie dem Faulpelz ein böses Gesicht, aber sie weckten ihn nicht, sondern verrichteten seine Arbeit. Wie sie da herumschwärmten, bald hier und dort zupften und dabei lachten, daß ihnen die Thränen in die Augen kamen, das wäre allzu lustig anzusehen gewesen, wenn es überhaupt Jemand hätte sehen können; aber ihr Blick reichte hin, die Faulen im Schlafe fest zu halten, bis alle Arbeit geschehen war. Wenn die Schnarcher endlich aufwachten, war ihr Tagewerk fertig. Sie rieben sich dann wol die Augen, verwunderten sich bis in den sieben=ten Himmel, aber sie hielten doch reinen Mund und gaben sich den Anschein, als ob sie Alles selber gemacht hätten.

In Köln lebte damals ein Zimmermann, der zwar viele Aufträge hatte, aber durch die Faulheit seiner Gesellen fast an den Bettelstab kam. Das konnten die Heinzelmännchen nicht länger ansehen, und sie beschlossen, dem geplagten Manne aus der Noth zu helfen.

Die Zimmerleute hatten den ganzen Tag über, sobald der Meister den Rücken gewandt hatte, ganz sträflich gefaullenzt; am Abend streckten sie sich auf die Späne hin, ließen den lieben Gott einen guten Mann sein und schnarchten, daß es sich anhörte, als ob sie Holz sägten.

Da kamen die kleinen Geister von allen Seiten herbei. Der Eine schlug einen Purzelbaum, der Andere hüpfte auf einem Beine, ein Dritter schwenkte sich wie ein Kreisel um sich selbst, ein Vierter kam an einem Spinnenfaden vom Dache herunter, und ein Fünfter schoß wie ein Pfeil dahin. Man konnte eigentlich nicht ganz genau sagen, wie sie gekommen waren, aber plötzlich waren sie in ganzen Schwärmen da, sprangen, hüpften oder saßen auf dem Gebälk und äugelten mit klugen Mienen überall umher.

Bald hatten sie heraus, was zu thun war, und nun gaben sie sich mit großem Eifer an's Werk. Der griff die Säge, der den Meißel, jener das Beil, und husch, husch waren Alle in Thätigkeit. Wie es da an allen Enden sägte, meißelte, behieb, stach und brach! Im Nu war hier ein Zapfen gemacht, dort ein Loch für denselben gebohrt, eine Fuge einge=schnitten, ein Sparren aufgesetzt.

Und wie sie das Alles so verständig und kunstgemäß anzufangen wuß=ten, wie sie mit den leuchtenden Aeuglein visirten und jeden Fehler vermie=den! Sieh', da schleppen zwei von den kleinen Kerlchen Balken herbei, andere kommen nach; ritsch, ratsch fügen sie dieselben in einander, setzen andere darauf und bauen in die Luft hinein. Es dauert nicht lange, so hängen all die Balken, hohe und niedere, voll von den Heinzelmännchen, und es ist merkwürdig, wie sie da hämmern und klopfen. Braucht einer etwas vom Boden, so macht er aus der Höhe einen lustigen Purzelbaum, ergreift es im Husch und klettert dann wieder wie ein Eichhörnchen an dem Gebälke herauf, wobei der Kopf bald oben, bald unten ist.

Am Morgen als der Zimmermann mit schwerem Herzen erwachte und die Gesellen noch auf den Spänen schnarchten, stand das ganze Haus wie durch einen Zauberschlag fertig da. Er wischte sich die Augen und guckte überall nach den guten Heinzelmännchen umher, aber die hielten sich versteckt und kicherten vor Vergnügen, daß sie sich die Seiten halten mußten.

Auf dieselbe Weise halfen sie auch einem armen Bäckermeister aus der Noth. In langem Zuge kamen sie mit Säcken herangeschleppt, schütteten das Mehl in die Tröge, gossen heißes Wasser dazu, kneteten Alles zu einem Brei und verarbeiteten den Teig, wie es sein mußte. Die Einen schnitten dann Stücke ab und warfen sie den Anderen zu; diese fingen sie auf, rollten sie auf den Tischen, wogen die einzelnen Stücke ab und machten die Brode. Unterdessen standen Andere am Ofen, warfen Holz hinein und machten ein lustiges Feuer, welches noch einmal so hell flackerte, als wenn die Gesellen und Lehrlinge den Ofen schürten. Das war freilich auch kein Wunder, denn die Heinzelmännchen waren gegen das Feuer unempfindlich, und wenn es nicht brannte, wie sie es haben wollten. so hüpften sie in den Ofen und in die Flamme hinein und legten mit ihren kleinen Händchen die Feuerbrände zurecht.

Hu, wenn das unser einer thun wollte, — er ginge ja in lichten Flammen auf!

Am Morgen fand der Bäcker ein Brod, wie es lange nicht in seinem Laden gewesen war, so appetitlich, so einladend und wolschmeckend und dabei so verführerisch zur Schau ausgestellt, daß sich die Käufer in hellen Haufen einfanden.

So ging es nun in dem Hause des Bäckers Nacht für Nacht, bis er ein reicher Mann war; dann blieben sie von selber aus. —

Da haben wir auch noch ein Beispiel von einem Fleischer zu erzählen, dessen Leute rechte Tagediebe und Strolche waren. Als sie schliefen und sich keinen Deut um den Nutzen und Schaden ihres Herrn kümmerten, kamen die Heinzelmännchen herbei. Sie ängelten in allen Winkeln umher und fanden das getödtete Schwein noch ungeschabt im Bottich liegen. Der Geselle und der Bursche aber hatten sich in einen Winkel geduckt und schliefen.

Die Männlein besannen sich nicht lange, packten es an den Ohren und am Schwanze und gaben sich hurtig an's Schaben; in wenigen Minuten war es blank und rein, oben und unten kein Börstlein mehr zu sehen.

Hui, ging es jetzt an ein Schlachten; das Blut floß in die untergehaltene Pfanne; die Eingeweide wurden herausgenommen und gereinigt, Alles mit Sturmeseile. Ein paar von den Männlein heizten den Ofen, setzten Wasser auf und brachten es zum Sieden. Andere hoben und schoben das Schwein auf den Tisch, kamen mit scharfen Beilen und Messern heran, hackten und schnitten es in Stücke und bereiteten die prächtigsten Würste. Im Handumdrehen war die ganze Schlächterei vorüber.

Der Geselle wollte sich einmal auf die andere Seite legen; da stieß er mit dem Kopfe an die Mauer und wurde wach. „Auf, Du fauler Schlingel!“ rief er dem Lehrjungen zu und gab ihm einen Stoß in die Seite. „Auf, wir müssen jetzt das Schwein schlachten!“

Verdrießlich rieb er sich die Augen und ging zu dem Bottich. „Blitz, das Schwein ist gestohlen!“ rief er ganz erschrocken. Der Lehrjunge aber lachte, zeigte auf die Würste, die Speckseiten und die Schinken und legte sich wieder zum Schlafen hin. Dem Gesellen stand zwar der Verstand ein wenig still, aber er war doch damit zufrieden und leistete dem Lehrjungen Gesellschaft — im Schlafen. —

Es war damals auch ein Wirth in Köln, der einen schlimmen Küfermeister hatte. Das Zapfen und Füllen gefiel ihm schlecht, das Trinken aber desto besser. Das trieb er denn auch so lange, bis ihm die Augen zufielen und er zwischen den Fässern einschlief.

Das war den Heinzelmännchen gepfiffen. Im Nu kamen sie in hellen Schaaren heran, schoben kleine Fässer unter die großen, öffneten die Krahnen und ließen den Wein lustig laufen, füllten auch die besten Sorten in Flaschen und siegelten sie mit rothem und grünem Lack.

Wenn die Fässer leer waren, brannten sie Schwefelfäden an und hielten sie in die Spundlöcher hinein, daß ihre Gesichter von den bläulich-gelben Flammen beleuchtet wurden.

Nun ging es an ein Rollen und Heben, bis Alles an seinem Orte stand und lag, wie es sein mußte. Als der Küfer seinen Rausch ausgeschlafen hatte, fand er die Arbeit der Männlein ganz ordnungsgemäß, und er war damit zufrieden, daß es am folgenden Tage gerade so geschah. —

Der Bürgermeister der großen Stadt hatte einmal einen neuen Rock nothwendig, und das sollte ein extrafeiner Staatsrock sein. Sogleich schickte er zu einem Schneidermeister, ließ sich das Maaß nehmen und befahl ihm an, den Rock am folgenden Morgen fix und fertig abzuliefern.

Das Schneiderlein war nicht wenig stolz auf diesen Auftrag, und Jedem, der ihm begegnete, sagte er, daß er des Bürgermeisters Rock machen müsse. Er setzte sich auch hin und arbeitete den ganzen Tag so flink, daß er seine Finger kaum fühlte; aber es wurde spät in der Nacht, und er war noch lange nicht fertig. Nach Mitternacht fielen ihm beim Nähen die Augen zu; ob er sie schon mit Gewalt wieder aufriß und sich sogar ein paar Mal in die Finger stach, daß es blutete, so konnte er des Schlafes doch nicht Herr werden.

Als er nun entschlummert war und mit der Katze unter dem Stuhle in die Wette schnarchte und schnurrte, da kamen die Heinzelmännchen hereingesprungen, nahmen ihm das Zeug vom Schooße und begannen flink zu nähen, an zwanzig Enden zugleich. Die Einen paßten die Aermel ein, die Anderen machten die Säume, und wieder Andere setzten die Schnüre

und die Verzierungen auf. Dabei kicherten sie in einem fort und freuten sich im Voraus über die Verwunderung des Schneidermeisters.

Nun, die konnten sie recht genießen. Sie hatten sich versteckt und sahen mit schelmischem Lachen zu, wie er die Augen aufriß und wol zwanzigmal hinter einander fragte: „Habe ich den Rock denn wirklich selbst gemacht?“ Es schien ihm fast so, aber er war seiner Sache doch nicht recht sicher.

Als er am andern Tage den Rock ablieferte, erhielt er ein großes Lob über die gelungene Arbeit und dazu einen hübschen Haufen Geld.

„Das laß ich mir gefallen,“ sprach er zu seiner Frau, „so bringt doch die Schneiderei etwas ein!“

Mit frischem Muth gab er sich wieder an die Arbeit und schlief auch richtig wieder ein, aber obschon es ein recht ansehnlicher Haufen war, was ihm zu machen übertragen worden, so fand er am folgenden Morgen doch Alles fix und fertig. So ging es ein ganzes Jahr fort, und der Meister war auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden.

Er wäre es auch geworden, wenn er nicht so eine neugierige Frau gehabt hätte. „Wie geht es nur zu,“ fragte sie ihren Mann, „daß die Kleider von selbst fertig werden? Das möchte ich doch gar zu gern wissen!“

„Alles wissen macht Kopfschmerzen,“ gab ihr der Mann zur Antwort.

„Hm,“ brummte sie, „mit rechten Dingen geht es sicher nicht zu. Man hat so viel von den Heinzelmännchen gehört; ich wollte darauf wetten, sie kommen jede Nacht in die Werkstätte und arbeiten für Dich!“

„Laß das gut sein,“ sprach der Meister, „wenn es wirklich so ist, so wollen wir sie nicht stören, denn sie bringen uns großen Vortheil, und ich habe gehört, sie möchten das Spioniren nicht leiden.“

Das Weib aber hatte keine Ruhe, sie wollte um jedem Preis die Männlein bei der Arbeit sehen und wo möglich eines fangen und zur Kurzweil um sich halten. Da kam sie auf den Gedanken, die Treppen und Gänge mit Erbsen zu bestreuen, denn sie dachte, dann würden sie ausgleiten und nicht so schnell entfliehen können.

In der Mitternacht stand sie aus dem Bette auf, ging heimlich in die Kammer, griff in den Erbsensack und streute ein paar tüchtige Hände voll auf die Treppe, daß sie von einer Stufe auf die andere niedertanzten. Dann stellte sie sich in den Hinterhalt, hielt ein Licht bereit und lauschte mit angehaltenem Athem.

Als die Männlein mit ihrer Arbeit fertig waren, wollten sie das Haus verlassen, um auch bei anderen Leuten lustig zu wirthschaften. Sie warfen dem schlafenden Meister die fertigen Sachen in den Schooß und verließen die Werkstätte. Es war ganz spaßhaft anzusehen, wie sie durch einander rannten, kletterten, hüpften, sprangen und Purzelbäume schlugen.

Die Meisterin hörte wohl hundert feine Trittlein, aber sehen konnte sie nichts. Die Heinzelmännchen waren unterdessen an der Treppe ange-

kommen. Gleich das erste, welches seinen Fuß auf die oberste Stufe setzte, rutschte aus und schlug kopfüber hinab, von einer Stufe auf die andere, so daß es hupperte und pupperte, als ob ein Apfel hinabrollte. Dem ersten folgte ein zweiter, dem zweiten folgte ein dritter und so fort, bis man vor lauter Lärm sein eigenes Wort nicht mehr hören konnte.

„Jetzt," dachte die Meisterin, „ist es Zeit!" Sie kam mit ihrem Lichte herbeigeeilt und leuchtete die Treppe hinab. Da sah sie denn auch wirklich die Männlein, wunderte sich über ihre erstaunliche Kleinheit und konnte nicht begreifen, wie sie im Stande waren, so flink Arbeit zu verrichten.

Sie hätte sich fast todt lachen mögen, als sie das kleine Volk so dahinschlagen sah. Unten an der Treppe hatte sie eine Kufe mit Wasser aufgestellt; da plumpsten sie alle der Reihe nach hinein und hatten Mühe, sich wieder heraus zu arbeiten. Naß wie die Pudel schüttelten sie sich und machten ganz böse Gesichter.

Das war der Hauptspaß für die Meisterin, sie eilte hinab und wollte eines der Männlein haschen. Aber da erhob sich der König des kleinen Volkes, drohte ihr mit dem Finger und sprach: „Du böses Weib, wir haben euch Menschen nur Gutes gethan, und Du spielst uns so böse Streiche. Jetzt sehen wir wol, daß ihr unserer Hülfe nicht werth seid. Darum ziehen wir aus diesem Hause und der ganzen Stadt, und ihr mögt nun sehen, wie ihr ohne uns fertig werdet!"

Husch, husch, husch waren sie auf und davon. Die Meisterin eilt ihnen noch auf die Straße nach, aber sie haschte doch keinen.

Die betrogenen Männlein hatten die Kunde von der üblen Behandlung bald durch die ganze Stadt verbreitet. Nun kamen ihre Freunde aus allen Häusern herbei und liefen davon. Die ganze Nacht zogen sie über die Brücke hinweg, und als der Morgen kam, war kein einziges Heinzelmännchen mehr in der Stadt.

Von nun an hörte das gute Leben in Köln auf; die Leute mußten wieder selbst Hand anlegen, und während des Schlafes wurde nichts fertig. Hätten sie gewußt, daß die Meisterin Schuld daran gewesen, so würden sie das Weib den Männlein nachgejagt haben.

Seitdem hat man in Köln nie wieder ein Heinzelmännchen gesehen.

Die sieben Raben.

Sieben Söhne hatte ein Mann und immer noch kein Töchterchen, so sehr er sich auch eins wünschte; endlich gab ihm seine Frau wieder gute Hoffnung zu einem Kinde, und wie es zur Welt kam, war's ein Mädchen. Ob es gleich schön war, so war's doch auch schmächtig und klein, und sollte wegen seiner Schwachheit die Nothtaufe haben. Da schickte der Vater einen der Knaben eilends zur Quelle, Taufwasser zu holen, und die anderen sechs liefen mit. Jeder wollte aber der Erste beim Schöpfen sein, und darüber fiel ihnen der Krug in den Brunnen. Da standen sie und wußten nicht, was sie thun sollten, und keiner getraute sich heim. Dem Vater ward unter der Weile angst, das Mädchen müßte ungetauft verscheiden, und wußte gar nicht, warum die Jungen so lange ausblieben. „Gewiß," sprach er, „haben sie's wieder über ein Spiel vergessen"; und als sie immer nicht kamen, fluchte er im Aerger: „Ich wollte, daß die Jungen alle zu Raben würden." Kaum war das Wort ausgeredet, so hörte er ein Geschwirr über seinem Haupt in der Luft, blickte auf und sah sieben kohlschwarze Raben davonfliegen.

Die Eltern konnten die Verwünschung nicht mehr zurücknehmen, und so traurig sie über den Verlust ihrer sieben Söhne waren, trösteten sie sich doch einigermaßen durch ihr liebes Töchterchen, das bald zu Kräften kam

und mit jedem Tage schöner ward. Es wußte lange Zeit nicht einmal, daß es Geschwister gehabt hatte, denn die Eltern hüteten sich ihrer zu erwähnen, bis es eines Tages von ungefähr die Leute von sich sprechen hörte, das Mädchen wäre wol schön, aber doch eigentlich Schuld an dem Unglück seiner sieben Brüder. Da ward es ganz betrübt, ging zu Vater und Mutter und fragte, ob es denn Brüder gehabt hätte und wo sie hingerathen wären? Nun durften die Eltern das Geheimniß nicht länger verschweigen, sagten jedoch, es sei so des Himmels Verhängniß gewesen, und seine Geburt nur der unschuldige Anlaß. Allein das Mädchen machte sich täglich ein Gewissen daraus und glaubte, es müßte seine Geschwister wieder erlösen. Es hatte nicht Ruhe und Rast, bis es sich einmal aufmachte und in die weite Welt ging, seine Brüder irgendwo aufzuspüren und zu befreien, es möchte kosten, was es wollte. Es nahm nichts mit sich, als ein Ringlein von seinen Eltern zum Andenken, einen Laib Brod für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit.

Nun ging es immer zu, weit, weit, bis an der Welt Ende. Da kam es zur Sonne, aber die war zu heiß und fürchterlich und fraß die kleinen Kinder. Eilig lief es weg und hin zu dem Mond, aber der war kalt und auch grausig und bös, und als er das Kind merkte, sprach er: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch.“ Da machte es sich geschwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm freundlich und gut, und jeder saß auf seinem besonderen Stühlchen. Der Morgenstern aber stand auf, gab ihm ein Hinkelbeinchen und sprach: „Wenn Du das Beinchen nicht hast, kannst Du den Glasberg nicht aufschließen, und in dem Glasberg da sind Deine Brüder.“

Das Mädchen nahm das Beinchen, wickelte es wol in ein Tüchlein und ging wieder fort, so lange, bis es an den Glasberg kam, dessen Thor verschlossen war. Nun wollte es das Beinchen hervor holen, aber wie es das Tüchlein aufmachte, so war es leer, und es hatte das Geschenk der guten Sterne verloren. Was sollte es nun anfangen? Seine Brüder wollte es erretten und hatte keinen Schlüssel zum Glasberg. Das gute Schwesterchen nahm ein Messer, schnitt sich ein kleines Fingerchen ab, steckte es in das Thor und schloß glücklich auf. Als es hinein getreten war, kam ihm ein Zwerglein entgegen und sprach: „Mein Kind, was suchst Du? „Ich suche meine Brüder, die sieben Raben,“ antwortete es. Der Zwerg sprach: „Die Herren Raben sind nicht zu Haus, aber willst Du hier so lange warten, bis sie kommen, so tritt ein.“ Darauf brachte das Zwerglein die Speise der Raben, getragen in sieben Tellerchen und in sieben Becherchen, und von jedem Tellerchen aß das Schwesterchen ein Bröckchen, und aus jedem Becherchen trank es ein Schlückchen, in das letzte Becherchen aber ließ es das Ringlein fallen, das es mitgenommen hatte,

Auf einmal hörte es in der Luft ein Geschwirr und ein Geweh, da sprach das Zwerglein: „Jetzt kommen die Herren Raben heimgeflogen.“ Da kamen sie, wollten essen und trinken, und suchten ihre Tellerchen und Becherchen. Da sprach Einer nach dem Anderen: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen? wer hat aus meinem Becherchen getrunken? das ist eines Menschen Mund gewesen.“ Und wie der siebente auf den Grund des Bechers kam, rollte ihm das Ringlein entgegen. Da sah er es an und erkannte, daß es ein Ring von Vater und Mutter war und sprach: „Gott gebe, unser Schwesterlein wäre da, so wären wir erlöst.“ Wie das Mädchen, das hinter der Thüre stand und lauschte, den Wunsch hörte, so trat es hervor, und da bekamen alle die Raben ihre menschliche Gestalt wieder. Und sie herzten und küßten einander und zogen fröhlich heim.

Der goldene Rehbock.

Es waren einst zwei arme Geschwister, ein Knabe und ein Mädchen; das Mädchen hieß Margarethe, der Knabe hieß Hans. Ihre Eltern waren gestorben, hatten ihnen auch gar kein Eigenthum hinterlassen, daher sie ausgehen mußten, um durch Betteln sich fortzubringen. Zur Arbeit waren Beide noch zu schwach und zu klein; denn Hänschen zählte erst zwölf Jahre, und Gretchen war noch jünger. Des Abends gingen sie vor das erste, beste Haus, klopften an und baten um Nachtquartier, und viermal waren sie schon von guten, mildthätigen Menschen aufgenommen, gespeiset und getränket worden; auch hatte mancher und manche Barmherzige ihnen ein Kleidungsstückchen zugeworfen.

So kamen sie einmal des Abends vor ein Häuschen, welches einzeln stand; da klopften sie an's Fenster, und als gleich darauf eine alte Frau heraussah, fragten sie diese, ob sie hier nicht über Nacht bleiben dürften? Die Antwort war: „Meinetwegen kommt nur herein." — Aber wie sie eintraten, sprach die Frau: „Ich will Euch wol über Nacht behalten, aber wenn es mein Mann gewahr wird, so seid Ihr verloren, denn er ißt gern einen jungen Menschenbraten, daher er alle Kinder schlachtet, die ihm vor die Hand kommen." — Da wurde den Kindern sehr angst; doch konnten sie nunmehr nicht weiter, denn es war schon ganz dunkle Nacht geworden. So ließen sie sich gutwillig von der Frau in ein Faß verstecken, und verhielten sich ruhig. Einschlafen konnten sie aber lange nicht, zu-

mal da sie nach einer Stunde die schweren Tritte eines Mannes vernahmen, der wahrscheinlich der Menschenfresser war. Dessen wurden sie bald gewiß, denn jetzt fing er an, mit brüllender Stimme auf seine Frau zu zanken, daß sie keinen Menschenbraten für ihn zugerichtet. Am Morgen verließ er das Haus wieder, und tappte so laut, daß die Kinder, die endlich doch eingeschlummert waren, darüber erwachten.

Als sie von der Frau etwas zu frühstücken bekommen hatten, sagte diese: „Ihr Kinder müßt nun auch etwas thun; da habt Ihr zwei Besen, geht oben hinauf und kehrt mir meine Stuben aus, deren sind zwölf, aber Ihr kehret davon nur elf, die zwölfte dürft Ihr um's Himmelswillen nicht aufmachen. Ich will derzeit einen Ausgang thun. Seid fleißig, daß Ihr fertig seid, wenn ich wiederkomme." — Die Kinder kehrten sehr emsig, und gar bald waren sie mit den elf Stuben fertig. Nun mochte Gretchen doch gar zu gern wissen, was in der zwölften Stube wäre, das sie nicht sehen sollten, weil ihnen verboten war, die Stube zu öffnen. Sie guckte ein wenig durch das Schlüsselloch, und sah da einen herrlichen kleinen Wagen, mit einem goldenen Rehbock bespannt. Geschwind rief sie Hänschen herbei, daß er auch hineingucken sollte. Und als sie sich erst tüchtig umgesehen hatten, ob die Frau nicht heimkehre, und da von dieser noch gar nichts zu sehen war, schlossen sie schnell auf, zogen den Wagen sammt dem Rehbock heraus, setzten drunten auf der Straße sich hinein in den Wagen und fuhren auf und davon. Aber nicht lange, so sahen sie von Weitem die alte Frau und den Menschenfresser ihnen entgegen kommen, gerade des Weges, den sie mit dem geraubten Wagen eingeschlagen hatten. Hänslein sprach: „Ach, Schwester, was machen wir? Wenn uns die beiden Alten entdecken, sind wir verloren." — „Ruhig!" sprach Gretchen, „ich weiß ein kräftiges Zauberspröchlein, welches ich noch von unserer Großmutter gelernt habe:

Rosenrothe Rose sticht;
Siehst Du mich, so sieh mich nicht!"

Und alsbald waren sie verwandelt in einen Rosenstrauch. Gretchen wurde zur Rose, Hänslein zu Dornen, der Rehbock zum Stiele, der Wagen zu Blättern.

Nun kamen Beide, der Menschenfresser und seine Frau, daher gegangen und letztere wollte sich die schöne Rose abbrechen, aber sie stach sich so sehr, daß ihre Finger bluteten, und sie ärgerlich davon ging. Wie die Alten fort waren, machten sich die Kinder eilig auf, und fuhren weiter und kamen bald an einen Backofen, der voll Brod stand. Da hörten sie aus demselben eine hohle Stimme rufen: „Rückt mir mein Brod, rückt mir mein Brod!" — Schnell rückte Gretchen das Brod und that es in ihren Wagen, worauf sie weiter fuhren. Da kamen sie an einen großen Birnbaum, der voll reifer, schöner Früchte hing, aus diesem tönte es wieder:

ASCHENBRÖDEL.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

„Schüttelt mir meine Birnen, schüttelt mir meine Birnen!“ — Gretchen schüttelte sogleich, und Häuschen half gar fleißig auflesen und die Birnen in den goldenen Wagen schütten. Und wieder kamen sie an einen Weinstock, der rief mit angenehmer Stimme: „Pflückt mir meine Trauben, pflückt mir meine Trauben!“ — Gretchen pflückte auch diese und packte sie in ihren Wagen.

Unterdessen aber waren der Menschenfresser und seine Frau daheim angelangt, und hatten mit Ingrimm wahrgenommen, daß die Kinder ihren goldenen Wagen sammt dem Rehbock gestohlen, gerade wie sie selbst ebenfalls vor langen Jahren Wagen und Rehbock gestohlen, und noch dazu bei dem Diebstahl auch einen Mord begangen, nämlich den rechtmäßigen Eigenthümer erschlagen hatten. Der mit dem Rehbock bespannte Wagen war nicht nur an und für sich von großem Werth, sondern er besaß auch noch die vortreffliche Eigenschaft, daß, wo er hinkam, demselben von allen Seiten Gaben gespendet wurden, von Baum und Beerstrauch, von Backofen und Weinstock. So hatten diese Leute, der Menschenfresser und seine Frau, lange Jahre den Wagen, wenn auch auf unrechtmäßige Weise, besessen, hatten sich gute Eßwaaren spenden lassen, und dabei herrlich und in Freuden gelebt. Da sie nun sahen, daß sie ihres Wagens beraubt waren, machten sie sich flugs auf, den Kindern nachzueilen und ihnen die köstliche Beute wieder abzujagen. Dabei wässerte dem Menschenfresser schon der Mund nach Menschenbraten, denn die Kinder wollte er sogleich fangen und schlachten. Mit riesigen Schritten eilten die beiden Alten den Kindern nach, und wurden dieselben bald von Ferne ansichtig, weil sie voraus fuhren. Die Kinder kamen jetzt an einen großen Teich, und konnten nicht weiter, auch war weder eine Fähre, noch eine Brücke da, daß sie hätten hinüber flüchten können. Nur viele Enten waren darauf zu sehen, die lustig umherschwammen. Gretchen lockte diese an's Ufer, warf ihnen Futter hin und sprach:

„Ihr Entchen, ihr Entchen, schwimmet zusammen,
Macht mir ein Brückchen, daß ich hinüber kann kommen!“

Da schwammen die Enten einträchtiglich zusammen, bildeten eine Brücke und die Kinder sammt Rehbock und Wagen kamen glücklich an das andere Ufer. Aber flugs hinterdrein kam auch der Menschenfresser und brummte mit häßlicher Stimme:

„Ihr Entchen, ihr Entchen, schwimmet zusammen,
Macht mir ein Brückchen, daß ich hinüber kann kommen!“

Schnell schwammen die Entchen wieder zusammen und trugen die beiden Alten hinüber — meint Ihr? nein! in der Mitte des Teiches, wo das Wasser am tiefsten war, schwammen sie auseinander und der böse Menschenfresser nebst seiner Alten plumpten in die Tiefe und kamen um.

Der Schmied von Jüterbogk.

Im Städtlein Jüterbogk hat einmal ein Schmied gelebt, von dem erzählen sich Kinder und Alte ein wundersames Märlein. Es war dieser Schmied erst ein junger Bursche, der einen sehr strengen Vater hatte, aber treulich Gottes Gebote hielt. Er that große Reisen und erlebte viel Abenteuer; dabei war er in seiner Kunst über alle Maßen geschickt und tüchtig. Er hatte eine Stahltinktur, die jeden Harnisch und Panzer undurchdringlich machte, welcher damit bestrichen wurde, und gesellte sich dem Heere Kaiser Friedrichs II. zu, wo er kaiserlicher Rüstmeister wurde und den Kriegszug nach Mailand und Apulien mitmachte. Dort eroberte er den Heer- und Bannerwagen der Stadt und kehrte endlich, nachdem der Kaiser gestorben war, mit vielem Reichthum in seine Heimath zurück. Er sah gute und böse Tage, und wurde über hundert Jahre alt. Einst saß er in seinem Garten unter einem alten Birnbaum, da kam ein graues Männlein auf einem Esel geritten, das sich schon mehrmals als des Schmiedes Schutzgeist bewiesen hatte. Dieses Männchen herbergte bei dem Schmied und ließ den Esel beschlagen, was jener gern that, ohne Lohn zu heischen. Darauf sagte das Männlein zu ihm, er solle drei Wünsche thun, aber dabei das Beste nicht vergessen. Da wünschte der Schmied, weil die Diebe ihm oft die Birnen gestohlen, es solle Keiner, der auf den Birnbaum gestiegen, ohne seinen Willen wieder

herunter können — und weil er auch in der Stube öfters bestohlen war, so wünschte er, es solle Niemand ohne seine Erlaubniß in die Stube kommen können, es wäre denn durch das Schlüsselloch. Bei jedem dieser thörichten Wünsche warnte das Männlein: „Vergiß das Beste nicht!" — und da that der Schmied den dritten Wunsch, sagend: „Das Beste ist ein guter Schnaps, so wünsche ich, daß diese Flasche niemals leer werde!" — „Deine Wünsche sind gewährt," sprach das Männlein, strich noch über einige Stangen Eisen mit der Hand, setzte sich auf seinen Esel und ritt von dannen. Das Eisen war in blankes Silber verwandelt. Der vorher arm gewordene Schmied war wieder reich und lebte fort und fort beim besten Wohlsein, denn die nie versiegenden Magentropfen in der Flasche waren, ohne daß er es wußte, ein Lebenselixir. — Endlich klopfte der Tod an; der Schmied war scheinbar gern bereitwillig, mit ihm zu gehen, und bat nur, ihm ein kleines Labsal zu vergönnen und ein paar Birnen von dem Baum zu holen, den er nicht selbst mehr besteigen könne aus großer Altersschwäche. Der Tod stieg auf den Baum und der Schmied sprach: „Bleib' droben!" denn er hatte Lust, noch länger zu leben. Der Tod fraß alle Birnen vom Baum, dann gingen seine Fasten an, und vor Hunger verzehrte er sich selbst mit Haut und Haar, daher er jetzt nur noch ein so scheußlich dürres Gerippe ist. Auf Erden aber starb Niemand mehr, wodurch viel Unheil entstand, und der Schmied ging endlich hin zum klappernden Tod und accordirte mit ihm, daß er ihn fürder in Ruhe lasse, dann ließ er ihn los. Wüthend floh der Tod von dannen und da er sich an dem Schmied nicht rächen konnte, so hetzte er ihm den Teufel auf den Hals. Dieser machte sich flugs auf den Weg, aber der pfiffige Schmied roch den Schwefel voraus, schloß seine Thüre zu, hielt mit den Gesellen einen ledernen Sack an das Schlüsselloch, und wie Herr Urian hindurch fuhr, wurde der Sack zugebunden, zum Ambos getragen, und nun ganz unbarmherzig mit den schwersten Hämmern auf den Teufel losgepocht, daß ihm Hören und Sehen verging, er ganz mürbe wurde und das Wiederkommen auf immer verschwur. Nun lebte der Schmied noch gar lange Zeit in Ruhe, bis er, als alle Freunde und Bekannte ihm gestorben waren, des Erdenlebens satt und müde wurde. Er machte sich deshalb auf den Weg und ging nach dem Himmel, wo er bescheidentlich anklopfte. Da schaute der heilige Petrus herfür, und Peter der Schmied erkannte in ihm seinen Schutzpatron und Schutzgeist, der ihn oft aus Noth und Gefahr errettet und ihm zuletzt die drei Wünsche gewährt hatte. Jetzt aber sprach Petrus: „Hebe Dich weg, der Himmel bleibt Dir verschlossen; Du hast das Beste zu erbitten vergessen: die Seligkeit!" — Auf diesen Bescheid wandte sich Peter und gedachte sein Heil in der Hölle zu versuchen und wanderte wieder abwärts; er fand auch bald den rechten, breiten und vielbegangenen Weg. Wie aber der Teufel erfuhr, daß der Schmied von Jüterbogk im

Anzuge sei, schlug er das Höllenthor ihm vor der Nase zu und setzte die Hölle gegen ihn in Vertheidigungszustand. Da nun der Schmied von Jüterbogk weder im Himmel noch in der Hölle seine Zuflucht fand und auf Erden es ihm nimmer gefallen wollte, so ist er hinab in den Kiffhäuser gegangen zu Kaiser Friedrich, dem er einst gedient. Der alte Kaiser, sein Herr, freute sich, als er seinen Rüstmeister Peter kommen sah, und fragte ihn gleich, ob die Raben noch um den Thurm der Burgruine Kiffhausen flögen? Und als Peter das bejahte, so seufzte der Rothbart. Der Schmied aber blieb im Berge, wo er des Kaisers Handpferd und die Pferde der Prinzessin und die der reitenden Fräulein beschlägt, bis des Kaisers Erlösungsstunde auch ihm schlagen wird. — Und das wird geschehen nach dem Munde der Sage, wenn dereinst die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, und auf dem Rathsfeld nahe dem Kiffhäuser ein alter, dürrer, abgestorbener Birnbaum wieder ausschlägt, grünt und blüht. Dann tritt der Kaiser hervor mit allen seinen Wappnern, schlägt die große Schlacht der Befreiung und hängt seinen Schild an den wieder grünen Baum. Hierauf geht er ein mit seinem Gesinde zu der ewigen Ruhe.

Die Bremer Stadtmusikanten.

Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollte ihn der Herr aus dem Futter schaffen; aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen. „Dort," dachte er, „kannst Du ja Stadtmusikant werden." — Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte, wie einer, der sich müde gelaufen. „Nun, was jappst Du so?" sprach der Esel. — „Ach!" sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, und auf der Jagd nicht fort kann, hat mich mein Herr wollen todtschlagen, da hab' ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brod verdienen?" — „Weißt Du was," sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen, dort Stadtmusikant zu werden, geh' mit und laß Dich auch bei der Musik annehmen." — Der Hund war zufrieden und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze am Wege und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist Dir denn in die Quere gekommen?" fragte der Esel. — „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht," antwortete die Katze; „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rath theuer, wo soll ich hin?" —

„Geh' mit nach Bremen, Du verstehst Dich ja so gut auf die Nachtmusik, da kannst Du ein Stadtmusikant werden." — Die Katze war's zufrieden, und ging mit. Da kamen denn die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Thor der Haushahn, und schrie aus Leibeskräften. — „Du schreist einem durch Mark und Bein," sprach der Esel, „was hast Du vor?" — „Da hab' ich gut Wetter prophezeit," sprach der Hahn, „aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen, und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heute Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei' ich aus vollem Hals, so lang ich noch kann." — „Ei was, Du Rothkopf," sprach der Esel, „zieh' lieber mit uns fort nach Bremen, etwas besseres als den Tod findest Du überall; Du hast eine gute Stimme und wenn wir zusammen musiciren, so muß es eine Art haben." — Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle Vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen, und kamen Abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich hinauf; der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da däuchte ihm, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müsse nicht gar weit ein Haus sein, denn es schiene ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht." — Und der Hund sagte: „Ja, ein paar Knochen und etwas Fleisch daran thäten mir auch gut." — Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, machte sich an's Fenster und schaute hinein. „Was siehst Du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. — „Was ich sehe," antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch, mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen sich's wol sein." — „Das wäre was für uns," sprach der Hahn. — „Ja, ja, ach, wären wir da," sagte der Esel. Da rathschlagten die Thiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber fortzubringen, endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie insgesammt auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen. Der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme

herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thüre, die Katze auf den Heerd bei der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken; und, weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Hause war, auch Alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen in's Bockshorn jagen lassen," und hieß Einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand Alles still, ging in die Küche, wollte ein Licht anzünden und nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für glühende Kohlen ansäh, hielt er es daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm in's Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthüre hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn in's Bein, und als er über den Hof an dem Miste vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!" — Da lief der Räuber was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Hause sitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt, und vor der Thür steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich in's Bein gestochen, und auf dem Hofe liegt ein schwarzes Ungethüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen, und oben auf dem Dache da sitzt der Richter, der rief: Bringt mir den Schelm her! da machte ich, daß ich fortkam." — Von nun an getrauten sich die Räuber nicht mehr in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiel's aber so wol darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

Rübezahl und der Geselle.

Joseph, der Sohn armer Eltern in Schmiedeberg, war als Wanderbursche durch ganz Deutschland gezogen, um sich in seinem Handwerke zu vervollkommnen, und wo möglich etwas zu verdienen, womit er die Noth seiner armen Eltern lindern könne. Jetzt kehrte er über das Riesengebirge heim, und wie er von dem Kamm desselben seine Vaterstadt drunten im hellen Sonnenschein liegen sah, ward ihm das Herz ganz schwer und wehmüthig, denn er kehrte ja so arm in die Heimath zurück, wie er daraus fortgezogen war. „Welch eine Freude wäre es für mich gewesen," sagte er traurig, indem er sich auf seinen Wanderstab stützte, „wenn ich ein Beutelchen mit blanken Thalern aus dem Felleisen hätte hervorholen und meinen Eltern in die Hände schütteln können, — oder wenn ich wenigstens der guten, lieben Mutter einen Kirchenrock, dem Vater etwa eine Pfeife und Tabak, oder ein seidenes Halstuch hätte mitbringen können!" So aber lag ich leider in Wien fünf Monate krank, konnte nichts verdienen und verzehrte meine wenigen Spargroschen; ich bin doch ein recht unglücklicher Bursche!"

„Mein Freund," scholl es plötzlich neben ihm, „geht Euer Weg vielleicht an den Teichen dort vorüber, und wolltet Ihr mir wol einen rechten Gefallen thun?"

Joseph sah sich verwundert um und erblickte einen Mönch, der sehr ermattet und schwach schien, dabei aber einen großen, schweren Stein auf den Armen trug. Er zog daher rasch seine Mütze und sagte: „Wol geht mein Weg an den Teichen hin, und ich bin gern bereit, Euch zu dienen, ehrwürdiger Vater!“

„Nun, so nimm diesen Stein und trage ihn statt meiner in den großen Teich. Ich habe ein frommes Gelübde gethan, jeden Tag von meiner Zelle aus einen Stein da hinein zu werfen; heute aber verhindern mich Krankheit und Schwäche daran. Willst Du es nun für mich thun, so wird es Dir wolgehen; ich aber würde unglücklich werden, wenn Du Dein Wort nicht gewissenhaft halten wolltest, weil vielleicht der böse Feind Deine Augen blendete.“

„Seid ohne Sorge, ich trage den Stein in den Teich, was mir auch damit begegnen möge,“ sagte der Gesell und ging seines Weges, den Mönch freundlich grüßend. Als er an die bezeichnete Stelle kam, saß an der andern Seite des Teiches ein fein gekleideter Mann, welcher eifrig in einem Buche zu lesen schien. Eben wollte Joseph den Stein in das Wasser werfen, als er zu seinem frohen Schrecken bemerkte, daß sich derselbe in reines Gold verwandelt hatte. „Nun hat ja alle Noth meiner armen Eltern ein Ende!“ rief er frohlockend aus, „mit diesem vielen Golde kann ich ihnen das schönste Haus in der Stadt kaufen und mich selbst als Meister einrichten. Aber sagte nicht der Mönch,“ unterbrach er sich plötzlich, „daß es ihn unglücklich machen würde, wenn ich ihm mein Wort nicht hielte? Ist es nicht eine Versuchung des Bösen, mir das Gold in die Hände zu spielen, damit ich meine Zusage breche und das Unglück jenes Menschen verschulde? — Aber vielleicht hat auch der Mönch mich nur necken wollen, denn wer wird einen solchen Schatz unnütz wegwerfen, mit dem doch so viel Gutes geschehen könnte?“ — Rasch wendete er sich um, seinen Weg weiter zu verfolgen, aber die innere Stimme ließ sich nicht zum Schweigen bringen; immer hörte er das ernste Wort des Mönches: Ich würde unglücklich werden, wenn Du Dein Versprechen nicht gewissenhaft erfülltest.“ — Und der gute Geist in ihm gewann die Oberhand. Joseph ging rasch an den Rand des Teiches und warf den Goldklumpen hinein. Wie erstaunte er aber, als dieser nicht untersank, sondern über den Teich wie ein Stück Kork hinschwamm, und an der anderen Seite von dem reich gekleideten Manne ohne Mühe aufgefangen wurde.

„Wie unglücklich bin ich doch!“ seufzte der arme Geselle, als er dies bemerkte; „mir wäre mit einigen Thalern aus aller Sorge und Noth geholfen, und jener anscheinend reiche Fremde fängt den Schatz auf, den ich nicht behalten durfte.“ — Traurig ging er weiter, aber in so tiefen Gedanken, daß er vom rechten Wege abkam und sich plötzlich mitten im Walde befand. Er schritt nun rasch vorwärts, denn es galt, noch vor Nacht wie-

der heraus in's Freie zu kommen, und die Sonne war schon längst untergegangen; Joseph mußte eilen, um heim zu kommen, denn er hätte das Nachtlager in einer Herberge kaum bezahlen können. Da hemmte seinen eiligen Schritt ein klägliches Stöhnen, welches tiefer aus dem Walde kam, und so wenig Zeit Joseph auch zu verlieren hatte, konnte er doch nicht vorübergehen, ohne sich zu überzeugen, ob nicht Jemand seiner Hülfe bedürfe. Er näherte sich also vorsichtig der Stelle, von woher das Stöhnen kam, und fand einen Esel am Boden liegen, der unter einer Last Holz darnieder gesunken zu sein schien. Ohne sich lange zu besinnen, entlud er das arme Thier seiner schweren Bürde, half ihm dann auf die Füße, und da der Esel alsbald einen Waldweg einschlug, der betreten zu sein schien, beschloß er, ihm zu folgen, weil er auf diese Weise zu menschlichen Wohnungen zu gelangen hoffte. Endlich setzte er sich auf den Rücken des Esels, da die Dunkelheit so sehr zunahm, daß er das muntere Grauchen nicht mehr vor sich her traben sehen konnte; und kaum hatte er diesen Entschluß ausgeführt, als der Esel geschwind wie ein Pfeil mit seiner Bürde dahin flog. Endlich kamen sie zu einer ziemlich verfallenen Herberge, wo der Esel Halt machte und sich unter das lückenhafte Stall-Dach auf Laub und Moos hinstreckte. Joseph hielt es für das Beste, ein Gleiches zu thun, und schlief alsbald vor Ermüdung ein. Aber wie sehr erschrak er, als er am andern Morgen erwachend, allein in der verfallenen Herberge lag, und sowol der Esel verschwunden, als auch sein Felleisen der wenigen Wäsche und Kleider beraubt war.

Dies war ein neues Unglück für den armen Burschen und er weinte bitterlich darüber. „Wie werden meine guten Eltern erschrecken, wenn ich mit leerem Bündel zu ihnen heim komme und so zu sagen ein Bettler bin. Ich will ihnen doch nicht gleich diesen Schrecken bereiten, sondern mein Felleisen mit Laub und Moos füllen, damit ich sie nach und nach auf mein Unglück vorbereiten kann.“ — So sprach Joseph zu sich selbst, stopfte sein Reisebündel voll und belud sich seufzend damit.

Als er an das kleine Häuschen kam, das seine Eltern bewohnten, kam der Fremde an ihm vorüber, der den Goldklumpen aufgefischt hatte, und er sah ihm wehmüthig nach, wie stattlich und wolhabend der aussah, und wie aus dem Stübchen seiner Eltern dagegen die Armuth schon durch das mit Papier verklebte Fenster schaute. Freudig ward der langentbehrte Sohn aber von den Eltern begrüßt, und die Mutter nahm ihm sogleich das Bündel von der Schulter. „Ei, ei, wie schwer!“ lächelte sie beglückt, „unser guter Joseph muß wol Glück in der Fremde gehabt haben!“ — Der arme Bursche wollte eben trübselig darauf antworten, als er den Mönch an dem Fenster vorüber gehen sah. Rasch sprang er hinaus, aber schon war Jener verschwunden, und mit getäuschter Erwartung kehrte Joseph in die Stube zurück.

Da packte die Mutter eben seine Kleidungsstücke aus dem Felleisen, genau dieselben, welche der Fremde angehabt hatte, der den Schatz auffing. Joseph erstaunte nicht wenig darüber, wie diese Kleider in sein Bündel gekommen waren; als aber die Mutter nun einen großen Stein herausnahm und dieser in der hellen Sonne als reines Gold erschien, darauf auch die Worte standen: „Dem braven Jüngling von einem ungenannten Freunde," — da schrie er laut auf: „Rübezahl! Rübezahl!" und faltete die Hände zum frohen Dankgebet, in das auch die glücklichen Eltern von ganzem Herzen einstimmten.

König Drosselbart.

War einmal ein König, der hatte eine Tochter, die war wunderschön, aber stolz und übermüthig, so daß ihr kein Freier gut genug war. Sie wies Einen nach dem Andern ab und trieb dazu Spott mit ihnen. Einmal ließ der König ein großes Fest anstellen und lud dazu aus der Nähe und Ferne die heirathslustigen Männer ein. Sie wurden Alle in eine Reihe nach Rang und Stand geordnet; erst kamen die Könige, dann die Herzöge, die Fürsten, Grafen und Freiherren, zuletzt die Edelleute. Nun wurde die Königstochter durch die Reihen geführt, aber an Jedem hatte sie etwas auszusetzen. Der Eine war ihr zu dick, „das Weinfaß!“ sprach sie. Der Andere zu lang, „lang und schwank hat keinen Gang!“ Der Dritte zu kurz, „kurz und dick hat kein Geschick!“ Der Vierte zu blaß, „der bleiche Tod!“ Der Fünfte zu roth, „der Zinshahn!“ Der Sechste war nicht grad genug, „grünes Holz, hinter'm Ofen getrocknet!“ Und so hatte sie an einem Jeden etwas auszusetzen, besonders aber machte sie sich über einen guten König lustig, der ganz oben stand und dem das Kinn ein wenig krumm gewachsen war. „Ei,“ rief sie und lachte, „der hat ein Kinn, wie die Drossel einen Schnabel;“ und seit der Zeit bekam er den Namen Drosselbart. Der alte König aber, als er sah, daß seine Tochter nichts that, als über die Leute spotten und alle Freier, die da versammelt waren,

verschmähte, ward zornig und schwur, sie sollte den ersten besten Bettler zum Manne nehmen, der vor seine Thür käme.

Ein paar Tage darauf hob ein Spielmann an, unter dem Fenster zu singen, um damit ein geringes Almosen zu verdienen. Als es der König hörte, sprach er: „Laßt ihn herauf kommen.“ Da trat ein schmutziger Spielmann herein, sang vor dem König und seiner Tochter und bat, als er fertig war, um eine milde Gabe. Der König sprach: „Dein Gesang hat mir so wolgefallen, daß ich Dir meine Tochter da zur Frau geben will.“ Die Königstochter erschrak, aber der König sagte: „Ich habe den Eid gethan, Dich dem ersten besten Bettelmann zu geben, den will ich auch halten.“

Es half keine Einrede, der Pfarrer wurde geholt, und sie mußte sich gleich mit dem Spielmann trauen lassen. Als das geschehen war, sprach der König: „Nun schickt sich's nicht weiter, daß Du in meinem Schlosse bleibst, Du kannst nun mit Deinem Manne fortziehen.“

Der Bettelmann nahm sie mit hinaus, und sie kamen in einen großen Wald. Da sagte sie:

„Ach, wem gehört der schöne Wald?“
„Der gehört dem König Drosselbart;
Hätt'st Du'n genommen, so wär' er Dein.“
„Ich arme Jungfer zart,
Ach, hätt' ich genommen den König Drosselbart!“

Darauf kamen sie über eine große Wiese, da fragte sie wieder:

„Wem gehört die schöne, grüne Wiese?
„Sie gehört dem König Drosselbart;
Hätt'st Du'n genommen, so wär' sie Dein.“
„Ich arme Jungfer zart,
Ach, hätt' ich genommen den König Drosselbart!“

Dann kamen sie durch eine große Stadt, da fragte sie wieder:

„Wem gehört wol diese schöne Stadt?“
„Sie gehört dem König Drosselbart;
Hätt'st Du'n genommen, so wär' sie Dein.“
„Ich arme Jungfer zart,
Ach, hätt' ich genommen den König Drosselbart!“

„Es gefällt mir gar nicht,“ sprach der Spielmann, daß Du Dir immer einen Andern zum Mann wünschest, bin ich Dir nicht gut genug?“

Endlich kamen sie an ein ganz kleines Häuschen, da sprach sie:

„Ach Gott, was für ein Häuselein!
Wem mag das elende, winzige Häuschen sein?“

Der Spielmann antwortete: „Das ist mein und Dein Haus, wo wir zusammen wohnen.“ „Wo sind die Diener?“ sprach die Königstochter. „Was Diener!“ antwortete der Bettelmann, „Du mußt selber thun, was Du willst gethan haben. Mach' nur gleich Feuer an und stell' Wasser

auf, daß Du mir mein Essen kochst; ich bin ganz müde." Die Königstochter verstand aber nichts vom Feueranmachen und Kochen, und der Bettelmann mußte selber mit Hand anlegen, daß es noch leidlich ging. Als sie die schmale Kost gegessen hatten, legten sie sich zu Bett, aber am Morgen trieb er sie schon früh heraus, weil sie das Haus besorgen sollte. Ein paar Tage lebten sie auf diese Art schlecht und recht und zehrten ihren Vorrath auf. Da sprach der Mann: „Frau, so geht's nicht länger, daß wir hier zehren und nichts verdienen; Du sollst Körbe flechten." Er ging aus, schnitt Weiden und brachte sie heim; da fing sie an zu flechten, aber die harten Weiden stachen ihr die zarten Hände wund. „Ich sehe, das geht nicht," sprach der Mann, „spinn' lieber, vielleicht kannst Du das besser." Sie setzte sich hin und versuchte zu spinnen, aber der harte Faden schnitt ihr bald in die weichen Finger, daß das Blut daran herunter lief. „Siehst Du," sprach der Mann, „Du taugst zu keiner Arbeit, mit Dir bin ich schlimm angekommen. Nun will ich's versuchen und einen Handel mit Töpfen und irdenem Geschirr anfangen; Du sollst Dich auf den Markt setzen und die Waare feil halten." — „Ach," dachte sie, „wenn auf den Markt Leute aus meines Vaters Reich kommen und sehen mich da sitzen und Waaren feil halten, wie werden sie mich verspotten!" Aber es half nichts, sie mußte sich fügen, wenn sie nicht Hungers sterben wollten. Das erste Mal ging's gut, denn die Leute kauften der Frau, weil sie schön war, gern ihre Waare ab und bezahlten, was sie forderte; ja, viele gaben ihr das Geld und ließen ihr die Töpfe noch dazu. Nun lebten sie von dem Erworbenen, so lange es dauerte; da handelte der Mann wieder eine Menge neues Geschirr ein, und sie setzte sich an eine Ecke des Marktes und stellte es um sich her und hielt feil. Da kam plötzlich ein trunkener Husar daher gejagt und ritt geradezu in die Töpfe hinein, daß Alles in tausend Scherben zersprang. Sie fing an zu weinen und wußte vor Angst nicht, was sie anfangen sollte. „Ach, wie wird mir's ergehen," rief sie, „was wird mein Mann dazu sagen!" Sie lief heim und erzählte ihm das Unglück. „Wer setzt sich auch an die Ecke des Marktes mit irdenem Geschirr!" sprach der Mann; „laß nur das Weinen, ich sehe wol, Du bist zu keiner ordentlichen Arbeit zu gebrauchen; da bin ich in unseres Königs Schloß gewesen und habe gefragt, ob sie nicht eine Küchenmagd brauchen könnten, und sie haben mir versprochen, sie wollten Dich dazu nehmen, dafür bekommst Du freies Essen."

Nun ward die Königstochter eine Küchenmagd, mußte dem Koch zur Hand gehen und die sauerste Arbeit thun. Sie machte sich an beiden Seiten in den Taschen ein Töpfchen fest, darin brachte sie, was ihr von dem Uebriggebliebenen zu Theil ward, nach Haus, und sie lebten zusammen davon. Es trug sich zu, daß die Hochzeit des ältesten Königssohnes sollte gefeiert werden, da ging die arme Frau hinauf, stellte sich vor die Saal-

thür und sah zu. Als nun die Lichter angezündet wurden und immer Einer schöner als der Andere hereintrat, und Alles voll Pracht und Herrlichkeit war, da dachte sie mit betrübtem Herzen an ihr Schicksal und verwünschte ihren Stolz und Uebermuth, der sie erniedrigt und in diese Armuth gestürzt hatte. Von den köstlichen Speisen, die da ein- und ausgetragen wurden, erhielt sie von den Dienern manchmal etwas geschenkt, das that sie in ihr Töpfchen und wollte es heim tragen. Auf einmal trat der Königssohn in goldenen Kleidern daher, und als er die schöne Frau in der Thür stehen sah, ergriff er sie bei der Hand und wollte mit ihr tanzen, aber sie wollte nicht und erschrak, denn sie sah, daß es der König Drosselbart war, der um sie gefreit und den sie mit Spott abgewiesen hatte. Als sie sich sträubte, zog er sie herein; da ging das Band auf, welches die Taschen hielt, und die Töpfe fielen heraus, daß die Suppe floß und die Brocken umhersprangen. Und als das die Leute sahen, entstand ein allgemeines Gelächter und Spotten, und sie war so beschämt, daß sie sich lieber tausend Klafter unter die Erde gewünscht hätte. Sie sprang zur Thür und wollte entfliehen, aber auf der Treppe holte sie ein Mann ein und brachte sie zurück, und als sie ihn ansah, war es der König Drosselbart selbst; der sprach ihr freundlich zu: „Fürchte Dich nicht, ich und der Spielmann, der mit Dir in dem elenden Häuschen gewohnt hat, sind eins; Dir zu Liebe habe ich mich so verstellt, und der Husar, der Dir die Töpfe entzwei geritten hat, bin ich auch gewesen. Das Alles ist geschehen, um Deinen stolzen Sinn zu beugen und Dich für Deinen Hochmuth, womit Du mich verspottet hast, zu strafen. Nun aber ist's vorüber, und jetzt soll unser Hochzeitsfest sein.“ Da kamen die Kammerfrauen und thaten ihr die prächtigsten Kleider an, und ihr Vater kam und der ganze Hof und wünschten ihr Glück zu ihrer Vermählung mit dem König Drosselbart, und die rechte Freude fing jetzt erst an. Ich wollte, Du und ich wir wären auch dabei gewesen.

Die Schwanenprinzessin.

Der beste Schütze in Frankreich weit und breit war ein junger Jägerbursche; aber einst ging er an einem Tage bis zum Abend im Walde herum und konnte nicht zum Schusse kommen. So kam er endlich mitten in der Wildniß an einen großen schönen See, darauf schwamm ein Schwan, blank und silberweiß, wie er noch keinen gesehen hatte. Er legte rasch seine Armbrust an und zielte auf den Vogel, da rief eine Stimme: „Schieß nicht, sonst kostet es Dich Dein Leben!“ — Er erschrak und setzte ab, besann sich aber kurz und legte wieder an; doch zum andern Male rief es: Schieß nicht, sonst kostet es Dich Dein Leben!“ — Er ließ nochmals die Armbrust sinken, legte aber dann zum dritten Male an und dachte: diesmal schieß' ich darauf, mag rufen wer da will. Aber noch ehe er geschossen hatte, schwamm auf einmal statt des Schwanes eine wunderherrliche Jungfrau auf dem Wasser, die sprach zu ihm: „Du wirst mich erlösen und glücklich sein, wenn Du ein Jahr lang alle Sonntage ein Vaterunser für mich betest und nie von meiner Schönheit sprichst.“ — So sprach sie und verschwand; der Jägerbursch aber ging verwundert nach Haus und sprach von dem Tage an alle Sonntage ein Vaterunser für die Schwanenjungfrau.

Als nun das Jahr fast verstrichen war, trug es sich zu, daß der König von Frankreich ein großes Vogelschießen ansagen und dabei verkündigen

ließ, daß der beste Schütze seine eigene Tochter als Preis bekommen solle. Alle Jäger im ganzen Lande kamen natürlich herbei, und unser Jägerbursch auch. Der schoß aber den Vogel mitten in's Herz hinein, und weil Keiner ihm den Schuß nachthun konnte, ward er Schützenkönig und sollte die Prinzessin von Frankreich heirathen. Nun kam er in große Noth, weil er der Schwanenjungfrau in Treue gedachte und von keiner Andern etwas wissen wollte. „Ich will das Glück einem Andern zukommen lassen," sprach er; als aber der König heftig in ihn drang, warum er so hohe Ehre verschmähe, da vergaß er sich und sagte, er habe eine Braut, die sei wol noch tausendmal schöner als die Königstochter von Frankreich. Die Rede war aber kaum seinem Munde entfahren, so stand auch schon die Schwanenjungfrau vor ihm, schaute ihn traurig an und sprach:

„Hättest Du meine Schönheit nicht gesagt,
So hättest Du mich erlöset;
Jetzt mußt Du mich suchen im gläsernen Berg."

Da fiel ihm sein Leichtsinn schwer auf's Herz; er schnürte sein Bündel und zog aus, um den gläsernen Berg zu finden. Lange, lange schon war er unterwegs, als er eines Tages in einen dunkeln Wald gelangte; darinnen wanderte er drei Tage und drei Nächte lang umher, bis er am vierten Morgen vor einer einsamen Waldmühle stand. Aus der Mühle trat aber alsbald ein Mann und fragte ihn, was er da wolle? er sei der Müller vom gläsernen Berg und hätte jetzt schon seit siebenhundert Jahren keinen Menschen in dem Walde gesehen. Da sprach der Jägerbursch: „Wenn Du der Müller vom gläsernen Berge bist, so mußt Du mir auch sagen können, wie ich hinein gelangen mag." — „Dahin kannst Du nicht kommen," erwiederte der Müller; als ihm aber der Jäger mit Bitten keine Ruhe ließ, versprach er endlich, ihm dazu behülflich zu sein. Er ging in die Mühle, holte einen gesattelten Geisbock heraus und hieß ihn aufsitzen: denn nur so könne er zum gläsernen Berge reiten. — Da stieg der Jägerbursch dem Thier auf den Rücken; — der Bock hatte aber kaum die Last gespürt, als er anfing, auf und davon zu springen, durch Wald und Hag, über Stock und Stein, schneller als das beste Roß, daß dem Reiter Hören und Sehen verging, so lief er bis dicht vor den gläsernen Berg, da warf er den Jäger ab und machte sich spornstreichs wieder nach Haus, auf dem Wege, den er gekommen war.

Vor dem gläsernen Berg aber, da war eine gar schöne frische Quelle, und weil der Jägerbursch von dem langen Ritte Durst bekommen hatte, so dachte er: Du kannst erst ein Mal trinken, ehe Du in den Berg hineingehst. Er bückte sich nieder zu dem klaren Wasser und wollte davon schöpfen mit seinem Trinkhorn, da rief eine Stimme: „Trink' nicht, oder es kostet Dich Dein Leben!" — Er hielt erschrocken ein und sah sich um; weil aber Niemand da war, und der Durst ihn immer mehr quälte, so schöpfte

er dennoch und trank von dem klaren Wasser. Da fiel er mit einem Male um und schlief ein, als wenn er nimmer erwachen wollte. Als er nun so da lag, stand mit einem Male die schöne Schwanenjungfrau neben ihm. Sie war aber gar zornig über seinen großen Ungehorsam, zog seinen Hirschfänger heraus und wollte ihn todtstechen. Sie hatte ihm die kalte Spitze schon auf's Herz gesetzt — da hielt sie wieder ein, denn Mitleid und Liebe kamen über sie und sie dachte in ihrem Sinne: er kann mich doch vielleicht noch erlösen. Also verschwand sie wieder, und er war für dieses Mal gerettet. Doch ehe die Jungfrau ihn verließ, hatte sie mit dem Finger auf die Scheide seines Hirschfängers etwas geschrieben, und als er erwachte, las er die Worte:

„Hättest Du nicht von dem Wasser getrunken,
So hättest Du mich erlösen können;
Jetzt mußt Du mich suchen in der finstern Welt."

Von dem gläsernen Berg aber war weit und breit nichts mehr zu sehen und zu hören. Da stand er nun und wünschte sich das Leben nicht mehr und verfluchte seinen Leichtsinn ein Mal über das andere Mal; doch was wollte er Anderes thun, als die finstere Welt suchen? Er machte sich frisch auf den Weg und wollte nicht ruhen noch rasten, bis er die finstere Welt gefunden hätte.

Noch länger als das erste Mal mußte er herumwandern, bergab und bergauf, da kam er endlich wieder in einen großen dunkeln Wald. Als er drei lange Tage darin umhergegangen war, fand er wieder, wie das erste Mal, eine einsame Wald-Mühle mit einem Mann darinnen, der sprach, er sei der Müller von der finstern Welt und hätte nun seit siebenhundert Jahren keinen Menschen in diesem Walde zu sehen bekommen. „Wenn Du der Müller von der finstern Welt bist," sprach der Jäger, „so mußt Du mir auch sagen können, wie ich hineingelangen mag." — „In die finstere Welt gelangst Du nimmermehr," erwiederte der Müller; doch da er gar zu dringend bat, versprach er dem Jäger endlich, ihn hineinzuschaffen. „Morgen kommt der Vogel Greif," sprach er, „und holt ein Faß voll Mehl ab für die finstere Welt, der muß Dich mitnehmen." — Da blieb der Jägerbursch in der Mühle über Nacht; des andern Tages aber hieß ihn der Müller in ein großes Faß voll Mehl kriechen und das Andere abwarten. Nicht lange, so rauschte es in der Luft, der Vogel Greif kam herangeflogen, packte das Faß mit den Klauen und führte es mit sammt dem Jäger fort. Als er eine gute Zeit lang geflogen war, hielt er an und stellte seine Last nieder, denn er war nun angekommen in der finstern Welt. Der Jäger merkte, daß es nicht mehr weiter ging, schnitt mit seinem Hirschfänger ein Loch in die Faßwand und kroch vorsichtig heraus. Nun war es um ihn herum so dunkel wie in einem Sack, in der Nähe aber hörte er das Rauschen eines Wassers: da kroch er auf Händen und Füßen dem Ge-

räusche nach und fand endlich eine Brücke, die über das rauschende Wasser führte, und als er auf der andern Seite war, sah er in der Ferne ein Licht und ging darauf zu.

Er hatte weit zu gehen, bis er endlich dem Lichte so nahe war, daß er sehen konnte, was es eigentlich war; er gelangte nämlich in ein dunkles Thal, worinnen zwei Frauen herumwandelten, von denen die eine das Licht in der Hand trug, und als er nahe zu ihnen herankam, so war es wahrhaftig die Schwanenprinzessin, die ging mit einer Kammerjungfer umher und las dürres Reisig zusammen.

Als sie den Jägerburschen erblickte, hieß sie ihn freudig willkommen und bat ihn, mit ihr zu gehen, so er den Muth und Willen hätte, sie wieder zu erlösen aus der finstern Welt, in die sie wegen seines Ungehorsams wäre verwünscht worden. Das versprach er gern und ließ sich von ihr führen bis in ihre Schlafkammer, wo sie ihn unter das Bett kriechen und ruhig liegen bleiben hieß. „Ich muß jetzt zur Musik," sprach sie, „aber um elf Uhr komme ich wieder und lege mich schlafen; dann mußt Du hervorkommen und Dich vor mein Bett setzen und nicht von der Stelle weichen, was auch geschehen mag." — So sprach sie und ging fort, und der Jägerbursch that, wie sie befohlen; — die Zeit wollte ihm aber unter dem Bette gar lang werden, bis sie wiederkam.

Endlich trat sie herein und legte sich nieder, da kroch er schnell hervor und that nach ihrem Geheiß. Da er sich nun kaum vor das Bett gesetzt hatte, kamen auch schon die Geister von der finstern Welt mit großem Lärm herein an das Bett. Der Angstschweiß brach dem armen Jäger aus, aber er rührte und regte sich nicht, gleich als ob er fest schliefe. Die Geister fingen nun an, auf ihn zu schlagen wie auf einen Sack und ihn zu stechen und zu peinigen auf alle Art und Weise. Er hätte schreien mögen aus allen Kräften und dachte, er müsse des Todes sein: aber er blieb standhaft und fest und bewegte keinen Finger. Bis um Mitternacht mußte er es also aushalten; mit dem Schlage Zwölf aber waren die Geister verschwunden, als wären sie niemals da gewesen.

Der Jägerbursch war wund und geschunden an allen Gliedern, die Schwanenprinzessin aber bestrich ihn mit einer Wunder-Salbe, daß ihm kein Finger mehr wehe that; dann lobte sie ihn, daß er die erste Probe so wacker bestanden, und stellte allerlei Speisen und köstlichen Wein vor ihn zur Stärkung. Als er jedoch getrunken und gegessen hatte, hieß sie ihn wieder hinabkriechen und liegen bleiben bis zur andern Nacht. Den Abend mußte sie wieder weggehen zur Musik, und als sie um elf Uhr heim kam, kroch er hervor und that wie das erste Mal. Weil er wußte, daß ihm Nichts geschehen konnte, wenn er fest blieb, war seine Angst schon geringer geworden; doch war sein Muth größer, so war auch die zweite Probe härter denn die erste. Die Geister stürzten mit grausigem Getöse herein und be-

gannen also mit ihm umzuspringen, daß das, was sie gestern gethan, nur ein Kinderspiel dagegen war. Als sie ihn am ganzen Leibe zerhauen und zerstochen, daß keine heile Stelle mehr an ihm war, und Alles nichts an ihm fruchten wollte, schleppten sie einen großen Kessel voll siedenden Oeles herein, stellten ihn vor das Bett und schickten sich an, ihn hineinzuwerfen. Sie hatten ihn an Händen und Füßen aufgehoben und hielten ihn darüber; er dachte, nun sei es wirklich um ihn geschehen, und wollte eben aufschreien, da schlug es Mitternacht und sie mußten fort, die Schwanenjungfrau aber hatte ihn gar bald wieder mit ihrer Salbe geheilt. Darauf erquickte sie ihn wieder mit Speis' und Trank und dankte ihm gar freundlich, daß er auch das zweite Mal sich so gut gehalten und somit ihre Erlösung dem Ende nahe gebracht hatte.

„Noch einmal bleibe fest," sprach sie, „so bin ich Dein und wir wollen immer in Freuden leben; jetzt aber mußt Du wieder unter's Bett und still liegen bis zur andern Nacht."

Die letzte Nacht kam und Alles trug sich zu wie vorher, nur daß es die finstern Geister diesmal am allerschlimmsten trieben. Sie zerhieben und zerschnitten ihn, als wenn er es gar nicht gespürt hätte, und da immer noch keine Qual ihn zum Schreien brachte, trugen sie einen großen Galgen herein und machten Anstalt, ihn daran aufzuknüpfen. Schon hatten sie ihm die Schlinge um das Genick gelegt — da that es einen ungeheuren Schlag und die Erlösung war glücklich vollbracht.

Ehe er wußte wie ihm geschehen, stand der Jägerbursche im Freien und im Hellen, und die Schwanenprinzessin war bei ihm und war erlöset. Sie bestrich ihn zum letzten Male mit der Salbe, also daß er gesunder und schöner ward denn zuvor; dann heirathete er sie und zog mit ihr gen Frankreich an des Königs Hof. Als der sie nun erblickte in ihrer großen Herrlichkeit, da mußte er selber gestehen, daß sie schöner sei als seine Tochter.

Der Alpenjäger.

Im Lande, wo die himmelhohen Alpenberge stehen, auf deren Spitzen der ewige Schnee liegt, war ein hübsches Thal mit fetten Weiden und zierlichen Holzhäusern. Mitten durch lief ein spiegelklarer Bach, der von den hohen Eisbergen herabkam. Bunte Fischlein schwammen in demselben auf und nieder, und am Rande des Bächleins wuchsen buntfarbige Blumen, zwischen denen die Heuschrecken umherhüpften, die Grillen zirpten und die Käfer schwirrten. Am blumigen Ufer stand auch ein schönes Holzhaus, und rings umher lief eine breite Gallerie. Auf dieser Gallerie peitschte der kleine Toni seinen Kreisel und trieb alldort allerlei lustige Schwänke.

Als er größer wurde und mit der Nasenspitze bis an den Rand des Geländers ragte, stand er oft an demselben und schaute auf die Wiese und das Bächlein nieder. Die Dinge da unten gefielen ihm so ausnehmend gut, daß er nach einiger Zeit die Treppe hinabtorkelte, Blumen pflückte und sich im Grase wälzte. Am zweiten Tage wagte er sich auch an das Bächlein, bog die gelben Irisstauden aus einander und rutschte so nahe an den Rand, daß er die Arme in die Fluth tauchen und nach den Fischlein schnappen konnte.

In Spielen und Vergnügungen wuchs er so heran, daß seine Mutter glaubte, er sei nun alt genug, um mit auf die Alm zu ziehen und die Lämmer zu hüten. Das däuchte ihm Anfangs gar schön und lieblich, aber

als er einmal auf der Alm gewesen war, zog es ihn höher hinauf, und er hätte gern die Spitzen der höchsten Berge erklettert. Seine Mutter warnte ihn oft und sagte ihm, daß es da oben gefährliche Eisspalten gebe, und daß der unvorsichtige Wanderer nicht selten bis an den Hals in den Schnee versinke, oder von einem Sturme in die Tiefe hineingeschleudert werde. Aber immer mächtiger zog es ihn an, und es geschah oft, daß er die Heerde sich selbst überließ und in den wilden Gebirgsschluchten umherirrte. Wenn die Jäger mit Bogen und Pfeil auszogen, um die flüchtigen Gemsen zu jagen, dann schaute er ihnen mit Sehnsucht nach und wünschte den Tag herbei, an welchem er an der Jagd Theil nehmen dürfte.

Eines Abends kam er nach Hause, warf seinen Schäferstab in die Ecke und erklärte, daß ihm dieses Leben zu todt und zu einförmig sei. — „Morgen," sprach er, „will ich in's Gebirge ziehen, und Niemand soll mich zurückhalten." Vergebens mahnte die Mutter zum Bleiben. Er hatte sich die Jagd und das Bergsteigen nun einmal in den Kopf gesetzt und wollte sich nicht davon abbringen lassen.

Des Nachts lag er in seinem Kämmerlein und schaute unverwandten Auges zu den Schneehäuptern empor, welche in den Strahlen des Mondes wie Silber leuchteten. Da sprang er von seinem Lager auf, kleidete sich an, nahm den Pfeilbogen seines Vaters von der Wand und eilte dem Gebirge zu. Im Anfange ging es mit leichtem Fuße über sanfte Grasmatten, dann führte der schmale Pfad durch dunkle Tannenwälder und höher hinauf über Felsen und Gletscher.

Da auf einmal sieht sein blitzendes Auge eine schlanke Gemse, welche mit Windeseile vor ihm entflieht. „Dich muß ich haben!" ruft er und stürmt hinter ihr her. Manchmal, wenn er schon den Bogen anlegt, um ihr den tödtlichen Pfeil nachzusenden, strauchelt sein Fuß, und von Neuem beginnt die Verfolgung. Jetzt geht's in eiligem Laufe über nackte Felskanten und im Schwung und Sprung über Spalten und Eisklüfte, so daß man hätte glauben sollen, er müsse in die Tiefe sinken und seine Glieder an den Spitzen der Felsen zerschellen.

Höher ging's und immer höher, und schon brach die Sonne aus dem Dunkel der Nacht. Als Toni unter sich blickte und die Pracht und Herrlichkeit der Tiefe erschaute, da jauchzte es in seiner Seele, und er rief: „Nirgend in der Welt ist es so schön wie hier oben; darum will ich hier im ewigen Schnee den Bogen führen und des Waidwerks pflegen." Abermals ging es bergan, bis dahin, wo der Nebel die Aussicht verdeckte und rings umher schauerliche Klüfte und Abgründe sich öffneten. Jetzt war der Pfad vor seinen Blicken verschwunden, und die Gemse schnellte zum höchsten Grat des Felsens hinan. Weiter konnte sie nicht, jeder Ausweg war versperrt. Da ließ sich Toni auf ein Knie nieder und legte den todtbringenden Pfeil auf den Bogen. Das arme, gehetzte Thier konnte weder vor- noch

rückwärts. Es mußte entweder in den Abgrund springen, oder seine Brust dem Pfeile preisgeben.

In dieser höchsten Noth erschien ihm plötzlich ein Helfer. Aus dem nebelgrauen Abgrunde tauchte der Berggeist auf. Das große Haupt war von einem langen, weißen Barte umwallt, und die Augen schossen zornige Blitze. Die Hände aus dem flatternden Mantel vorstreckend, redete er den Jüngling an: „Was thust Du hier oben in meiner Welt? Warum bleibst Du nicht unten im grünen Thale, wo Du an Allem Ueberfluß hast? Kehre um und lasse meine Gemsen in Ruhe!“

Wie rollende Donner hallten die Worte des Berggeistes in den Schluchten wieder, und von den Halden der Gebirge stürzte krachend der Schnee in die Tiefe nieder.

Dem Jüngling entsank vor Schrecken der Bogen, und er selbst stürzte den Abhang hinab in eine Eisspalte. Dort hing er lange eingeklemmt zwischen Tod und Leben und erwartete jeden Augenblick, daß der fallende Schnee ihn verschütten, oder die Geier ihn verzehren würden. Jetzt zog die Reue in sein Herz ein; er betete und gelobte, niemals wieder auf das Waidwerk zu gehen, wenn Gott ihn aus dieser schrecklichen Lage errette.

Als abermals der Mond über den Gebirgskämmen stand, erschien der Berggeist zum zweiten Male, rückte mit der Hand die Eisspalten aus einander und führte ihn durch den Gletscher. Kleine Kobolde gingen mit leuchtenden Fackeln, deren Schimmer sich in dem grünen Eise vertausendfachte, voran. Als das Eis des Gletschers aufhörte, öffneten sich die Steingebirge, und er folgte den Kobolden und dem Berggeiste, bis er plötzlich in dem sonnigen, lachenden Thale seiner Heimath stand. Der Berggeist war verschwunden, und er fand die Spur nicht mehr, wo er aus dem Berge getreten war.

Jetzt erst fühlte er, daß ihn der Frost schüttelte und lange Eiszapfen an seinen Haaren hingen. Todtmüde und an allen Gliedern zitternd, erreichte er sein Haus. Dort stürzte er zusammen und schwebte lange zwischen Tod und Leben. Als er nach schwerer Krankheit wieder zu sich kam, hatte er alle Lust am Jagen verloren und gedachte mit Schrecken des Berggeistes mit dem wallenden Barte. Manchmal warnte er die Gemsjäger vor dem Alten und rieth ihnen, in der Ebene zu bleiben, aber sie verlachten seinen Rath und folgten ihrer Lust. Viele büßten es mit dem Leben, denn der Bergeist schleuderte sie in die Tiefe und thürmte die Gebirge auf ihre Leiber.

Schneeweiss und Rosenroth.

Eine arme Wittwe, die lebte einsam in einem Hüttchen, und vor dem Hüttchen war ein Garter, darin standen zwei Rosenbäumchen, davon trug das eine weiße, das andere rothe Rosen; und sie hatte zwei Kinder, die glichen den beiden Rosenbäumchen, und das eine hieß Schneeweißchen, das andere Rosenroth. Sie waren aber so fromm und gut, so arbeitsam und unverdrossen, als je zwei Kinder auf der Welt gewesen sind; Schneeweißchen war nur stiller und sanfter als Rosenroth. Rosenroth sprang lieber in den Wiesen und Feldern umher, suchte Blumen und fing Sommervögel; Schneeweißchen aber saß daheim bei der Mutter, half ihr im Hauswesen, oder las ihr vor, wenn nichts zu thun war. Die beiden Kinder hatten einander so lieb, daß sie sich immer an den Händen faßten, so oft sie zusammen ausgingen, und wenn Schneeweißchen sagte: „Wir wollen uns nicht verlassen," so antwortete Rosenroth: „So lange wir leben, nicht," und die Mutter setzte hinzu: „Was das Eine hat, soll's mit dem Andern theilen." — Oft liefen sie im Walde allein umher, und sammelten rothe Beeren, aber kein Thier that ihnen etwas zu leid, sondern sie kamen vertraulich herbei: das Häschen fraß ein Kohlblatt aus ihren Händen; das Reh graf'te an ihrer Seite; der Hirsch sprang ganz lustig vorbei; die Vögel blieben auf den Aesten sitzen, und sangen was sie wußten. Kein Unfall traf sie; wenn sie sich im Walde verspätet hatten und die Nacht sie überfiel, so legten sie sich neben einander

auf das Moos, und schliefen bis der Morgen kam, und die Mutter wußte das, und hatte ihretwegen keine Sorge.

Einmal, als sie im Walde übernachtet hatten, und das Morgenroth sie aufweckte, da sahen sie ein schönes Kind in einem weißen glänzenden Kleidchen neben ihrem Lager sitzen. Es stand auf, blickte sie ganz freundlich an, sprach aber nichts, und ging in den Wald hinein. Und als sie sich umsahen, so hatten sie ganz nahe bei einem Abgrund geschlafen, und wären gewiß hinein gefallen, wenn sie in der Dunkelheit noch ein paar Schritte weiter gegangen wären. Die Mutter aber sagte ihnen, das müßte der Engel gewesen sein, der gute Kinder bewache.

Schneeweißchen und Rosenroth hielten das Hüttchen der Mutter so reinlich, daß es eine Freude war, hinein zu schauen. Im Sommer besorgte Rosenroth das Haus, und stellte der Mutter jeden Morgen, ehe sie aufwachte, einen Blumenstrauß vor's Bett, darin war von jedem Bäumchen eine Rose. Im Winter zündete Schneeweißchen das Feuer an, und hing den Kessel an den Feuerhaken, und der Kessel war von Messing, glänzte aber wie Gold, so rein war er gescheuert. Abends, wenn die Flocken fielen, sagte die Mutter: „Geh', Schneeweißchen, und schieb den Riegel vor;" und dann setzten sie sich an den Herd, und die Mutter nahm die Brille, und las aus einem großen Buche vor, und die beiden Mädchen hörten zu, saßen und spannen; neben ihnen lag ein Lämmchen auf dem Boden, und hinter ihnen auf einer Stange saß ein weißes Täubchen, und hatte seinen Kopf unter den Flügel gesteckt.

Eines Abends, als sie vertraulich beisammen saßen, klopfte Jemand an die Thüre, als wollte er eingelassen sein; die Mutter sprach: „Geschwind, mach' auf, es wird ein Wanderer sein, der Obdach sucht."

Rosenroth ging, und schob den Riegel weg, aber statt daß ein Mensch gekommen wäre, steckte ein Bär seinen dicken, schwarzen Kopf herein. Rosenroth schrie laut, und sprang zurück; das Lämmchen blöckte; das Täubchen flatterte auf, und Schneeweißchen versteckte sich hinter das Bett der Mutter. Der Bär aber fing an zu sprechen, und sagte: „Fürchtet Euch nicht, ich thue Euch nichts zu leid; ich bin halb erfroren, und will mich nur ein wenig bei Euch wärmen."

„Ei, Du dummer Bär," sprach die Mutter, „leg' Dich an's Feuer, und gieb nur Acht, daß Dir Dein Pelz nicht brennt." — Dann rief sie: „Schneeweißchen, Rosenroth, kommt hervor, der Bär thut Euch nichts, er meint's ehrlich."

Da kamen sie Beide heran, und nach und nach näherten sich auch das Lämmchen und das Täubchen, und hatten keine Furcht mehr.

Der Bär sprach: „Ihr Kinder, klopft mir den Schnee ein wenig aus dem Pelzwerk." — Und sie holten den Besen, und kehrten dem Bären das Fell rein; er aber streckte sich an's Feuer, und brummte ganz vergnügt

und behaglich. Nicht lange, so wurden sie ganz vertraut, und trieben Muthwillen mit dem unbeholfenen Gast, zausten ihm das Fell mit den Händen, setzten ihre Füßchen auf seinen Rücken, und balgten mit ihm hin und her, oder nahmen eine Haselruthe, und schlugen auf ihn los, und wenn er brummte, so lachten sie. Der Bär ließ sich's aber gerne gefallen, nur wenn sie's gar zu arg machten, rief er: „Laßt mich am Leben, Ihr Kinder;

Schneeweißchen, Rosenroth,
Schlägst Dir den Freier todt."

Als Schlafenszeit war, und die Anderen zu Bett gingen, sagte die Mutter zu dem Bären: „Du kannst in Gottes Namen da am Heerde liegen bleiben; so bist Du vor der Kälte und dem bösen Wetter geschützt."

Als der Tag graute, ließen ihn die beiden Kinder hinaus, und er trabte über den Schnee in den Wald hinein. Von nun an kam der Bär jeden Abend zu der bestimmten Stunde, und legte sich an den Heerd, und erlaubten den Kindern Kurzweil mit ihm zu treiben, so viel sie wollten; und sie waren so gewöhnt an ihn, daß die Thüre nicht eher zugeriegelt wurde, als bis der schwarze Gesell angelangt war.

Als das Frühjahr herangekommen und draußen Alles grün war, sagte der Bär zu Schneeweißchen: „Nun muß ich fort, und darf den ganzen Sommer nicht wieder kommen."

„Wo gehst Du denn hin, lieber Bär?" fragte Schneeweißchen.

„Ich muß in den Wald, und meine Schätze vor den bösen Zwergen hüten. Im Winter, wenn die Erde hart gefroren ist, müssen sie wol unten bleiben, und können sich nicht durcharbeiten, aber jetzt, wenn die Sonne die Erde aufgethaut und erwärmt hat, da brechen sie durch, steigen herauf, suchen und stehlen. Was einmal in ihren Händen ist und in ihren Höhlen liegt, das kommt so leicht nicht wieder an das Tages Licht."

Schneeweißchen war ganz traurig über den Abschied, und riegelte die Thüre auf, und als der Bär sich hinaus drängte, blieb er an dem Thürhaken hangen, und ein Stück seiner Haut riß aus, und da war es Schneeweißchen, als hätte es Gold durchschimmern gesehen; aber es war seiner Sache nicht gewiß, weil der Bär eilig fort lief und hinter den Bäumen verschwunden war.

Nach einiger Zeit schickte die Mutter die Kinder in den Wald, Reisig zu sammeln. Da fanden sie draußen einen großen Baum, der lag gefällt auf dem Boden, und an dem Stamme sprang etwas auf und ab; sie konnten aber nicht unterscheiden, was es war. Als sie näher kamen, sahen sie einen Zwerg mit einem alten verwelkten Gesicht und einem ellenlangen schneeweißen Bart. Das Ende des Bartes war in eine Spalte des Baumes eingeklemmt und der Kleine sprang hin und her wie ein Hündchen an einem Seil, und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. Er glotzte die Mädchen

mit seinen rothen, feurigen Augen an, und schrie: „Was steht Ihr da! Könnt Ihr nicht herbei gehen und mir Beistand leisten?“

„Was hast Du angefangen, kleines Männchen?“ fragte Rosenroth.

„Dumme, neugierige Gans,“ antwortete der Zwerg, „den Baum habe ich mir spalten wollen, um kleines Holz in der Küche zu haben; bei den dicken Klötzen verbrennt ja gleich das Bischen Speise, das unser einer braucht, der nicht so viel hinunter schlingt, als Ihr grobes Volk. Ich hatte einen Keil hineingetrieben, und es wäre Alles nach Wunsch gegangen, aber das verwünschte Holz war zu glatt, und der Keil sprang unversehens heraus, und der Baum fuhr so geschwind zusammen, daß ich meinen schönen weißen Bart nicht mehr herausziehen konnte; nun steckt er drinn und ich kann nicht fort. Da lachen die albernen glatten Milchgesichter! Pfui, was seid Ihr garstig!“

Die Kinder gaben sich alle Mühe; aber sie konnten den Bart nicht herausziehen, er steckte zu fest.

„Ich will laufen und Leute herbeiholen,“ sagte Rosenroth.

„Wahnsinnige Schafsköpfe!“ schnarrte der Zwerg, „wer wird gleich Leute herbeirufen! Ihr seid mir schon um zwei zu viel; fällt Euch nichts Besseres ein?“

„Sei nur nicht ungeduldig,“ sagte Schneeweißchen, „ich will schon Rath schaffen,“ und holte sein Scheerchen aus der Tasche, und schnitt das Ende des Bartes ab.

Sobald der Zwerg sich frei fühlte, griff er nach einem Sack, der zwischen den Wurzeln des Baumes steckte, und mit Gold gefüllt war, zog ihn heraus, und brummte vor sich hin: Ungehobeltes Volk, schneidet mir ein Stück von meinem stolzen Barte ab! lohn's Euch der Kuckuck! — mit schwang er seinen Sack auf den Rücken, und ging fort, ohne die Kinder nur noch einmal anzusehen.

Einige Zeit danach wollten Schneeweißchen und Rosenroth ein Gericht Fische angeln. Als sie auf den Bach zugingen, sahen sie, daß etwas wie eine große Heuschrecke nach dem Wasser zu hüpfte, als wollte es hineinspringen. Sie liefen heran, und erkannten den Zwerg.

„Wo willst Du hin?“ fragte Rosenroth: „Du willst doch nicht in's Wasser?“

„Solch ein Narr bin ich nicht!“ schrie der Zwerg, „Seht Ihr nicht, der verwünschte Fisch will mich hineinziehen?“

Der Kleine hatte da gesessen und geangelt, und unglücklicher Weise hatte der Wind seinen Bart mit der Angelschnur verflochten; als gleich darauf ein großer Fisch anbiß, fehlten dem schwachen Geschöpf die Kräfte, ihn heraus zu ziehen, der Fisch behielt die Oberhand, und riß den Zwerg zu sich hin. Zwar hielt er sich an allen Halmen und Binsen, aber das half nicht viel; er mußte den Bewegungen des Fisches folgen, und war in be-

ständiger Gefahr, in's Wasser gezogen zu werden. Die Mädchen kamen zu rechter Zeit, hielten ihn fest, und versuchten, den Bart von der Schnur loszumachen; aber vergebens, Bart und Schnur waren fest in einander verwirrt. Es blieb nichts übrig, als das Scheerchen hervor zu holen und den Bart abzuschneiden: dabei ging ein kleiner Theil desselben verloren.

Als der Zwerg das sah, schrie er sie an: „Ist das Manier, Ihr Strolche, einem das Gesicht zu schänden? Nicht genug, daß Ihr mir den Bart unten abgestutzt habt, jetzt schneidet Ihr mir den besten Theil davon ab; ich darf mich vor den Meinigen gar nicht sehen lassen. Daß Ihr laufen müßtet und die Schuhsohlen verloren hättet!" — Dann holte er einen Sack Perlen, der im Schilfe lag, und ohne ein Wort zu sagen, schleppte er ihn fort, und verschwand hinter einem Stein.

Es trug sich zu, daß bald hernach die Mutter die beiden Mädchen nach der Stadt schickte, Zwirn, Nadeln, Schnüre und Bänder einzukaufen. Der Weg führte sie über eine Haide, auf der hier und da mächtige Felsenstücke zerstreut lagen; da sahen sie einen großen Vogel in der Luft schweben, der lange über ihnen kreiste, sich immer tiefer herabsenkte, und endlich nicht weit von einem Felsen niederstieß. Gleich darauf hörten sie einen durchdringenden, jämmerlichen Schrei. Sie liefen herzu, und sahen mit Schrecken, daß der Adler ihren alten Bekannten, den Zwerg, gepackt hatte, und mit ihm forttragen wollte. Die mitleidigen Kinder hielten gleich das Männchen fest, und zerrten sich so lange mit dem Adler herum, bis er seine Beute fahren ließ.

Als der Zwerg sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, sprach er: „Könnet Ihr nicht säuberlicher mit mir umgehen? gerissen habt Ihr an meinem dünnen Röckchen, daß es überall zerfetzt und durchlöchert ist, unbeholfenes und täppisches Gesindel, daß Ihr seid!" — Dann nahm er einen Sack mit Edelsteinen, und schlüpfte wieder unter den Felsen, in seine Höhle.

Die Mädchen waren an seinen Undank schon gewöhnt, setzten ihren Weg fort, und verrichteten ihr Geschäft in der Stadt. Als sie beim Heimwege wieder auf die Heide kamen, überraschten sie den Zwerg, der auf einem reinlichen Plätzchen seinen Sack mit Edelsteinen ausgeschüttet und nicht gedacht hatte, daß so spät noch Jemand daher kommen würde. Die Abendsonne schien über die glänzenden Steine, und sie schimmerten und leuchteten so prächtig in allen Farben, daß die Kinder stehen blieben und sie betrachteten.

Was steht Ihr da, und habt Maulaffen feil!" schrie der Zwerg, und sein aschgraues Gesicht ward zinnoberroth vor Zorn. Er wollte mit seinen Scheltworten fortfahren, als sich ein lautes Brummen hören ließ, und ein schwarzer Bär aus dem Walde herbei trabte. Erschrocken sprang der Zwerg auf; aber er konnte nicht mehr zu seinem Schlupfwinkel ge-

langen, der Bär war schon in seiner Nähe. Da rief er in Herzens-Angst: „Lieber Herr Bär, verschont mich, ich will Euch alle meine Schätze geben; seht, die schönen Edelsteine, die da liegen. Schenkt mir das Leben, was habt Ihr an mir kleinem schmächtigen Kerl? Ihr spürt mich nicht zwischen den Zähnen; da, die beiden gottlosen Mädchen packt, das sind für Euch zarte Bissen, fett wie junge Wachteln, die freßt in Gottes Namen." — Der Bär kümmerte sich um seine Worte nicht, gab dem boshaften Geschöpf einen einzigen Schlag mit der Tatze, und es regte sich nicht mehr.

Die Mädchen waren fortgesprungen; aber der Bär rief ihnen nach: „Schneeweißchen und Rosenroth, fürchtet Euch nicht; wartet, ich will mit Euch gehen.

Da erkannten sie seine Stimme, und blieben stehen, und als der Bär bei ihnen war, fiel plötzlich die Bärenhaut ab, und er stand da als schöner Mann, und war ganz in Gold gekleidet. Er sagte: „[illegible] eines Königs Sohn, und war von dem gottlosen Zwerg, der [illegible] Schätze gestohlen hatte, verwünscht als ein wilder Bär in [illegible] umher zu laufen, bis ich durch seinen Tod erlöst würde. Jetzt [illegible] wolverdiente Strafe empfangen."

Schneeweißchen wurde mit ihm, und Rosenroth mit sein[illegible] vermählt, und sie theilten die großen Schätze mit einander, die [illegible] in seiner Höhle zusammen getragen hatte. Die alte Mutter [illegible] lange Jahre ganz glücklich bei ihren Kindern. Die zwei Rosen[illegible] aber nahm sie mit und sie standen vor ihrem Fenster, und trug[illegible] Jahr die schönsten Rosen, weiße und rothe.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

1. Aschenbrödel .....
2. Dornröschen .....
3. Der gestiefelte Kater .....
4. Ritter Blaubart .....
5. Rothkäppchen .....
6. Schneewittchen .....
7. Hans im Glücke .....
8. Tischlein deck' dich, Esel streck' dich, Knüppel aus dem Sack .....
9. Der kleine Däumling .....
10. Frau Holle .....
11. Der Rattenfänger von Hameln .....
12. Die sieben Schwäne .....
13. Die Heinzelmännchen .....
14. Die sieben Raben .....
15. Der goldene Rehbock .....
16. Der Schmied von Jüterbogk .....
17. Die Bremer Stadtmusikanten .....
18. Rübezahl und der Geselle .....
19. König Drosselbart .....
20. Die Schwanenprinzessin .....
21. Der Alpenjäger .....
22. Schneeweiß und Rosenroth .....